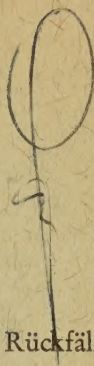


# DEUTSCHE RUNDSCHAU



HANS JAEGER

Tito, Gomulka  
und das Problem der Rückfälligkeit

ALFRED FUTRAN

David und Goliath

ULRICH LOHMAR

Reform an Haupt und Gliedern?

HANS KOHN

Deutsche Historiker

LOTTE STERNBACH-GÄRTNER

Kleiner Beitrag zur Kraus-Forschung

CARL HAENSEL

Der moderne Mensch  
und die Tradition

MARTIN BERADT

Söhne aus einem Haus · Erzählung

## 12

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

83. JAHRGANG · BADEN-BADEN · DEZEMBER 1957

# DEZEMBER 1957

## RUNDSCHAU

Schukows Sturz (1225) — Nationalismus als Hemmschuh wirtschaftlicher Blüte (1226) — Das Europa-Kolleg in Hamburg (1226) — Deutschlands Kriegsverluste (1228) — Soldatenfrauen beklagen sich (1230) — Der Historiker Franz Schnabel (1231) — Camus (1232) — Friderike Maria Zweig-Winternitz (1234)

## AUFSATZE

<i>Harry Pross</i> Was heißt hier Atlantische Gemeinschaft? . . . . .	1235	<i>Hans Brandenburg</i> Was bedeutet Eichendorff unseren Tagen? . . . . .	1263
<i>Hans Jaeger</i> Tito, Gomulka und das Problem der Rückfälligkeit . . . . .	1239	<i>Lotte Sternbach-Gärtner</i> Kleiner Beitrag zur Kraus-Forschung . . . . .	1269
<i>Alfred Futran</i> David und Goliath . . . . .	1245	<i>Moritz Lederer</i> Baumeister des deutschen Theaters	1277
<i>Ulrich Lohmar</i> Reform an Haupt und Gliedern? . . . . .	1252	<i>Carl Haensel</i> Der moderne Mensch und die Tradition . . . . .	1281
<i>Hans Kohn</i> Deutsche Historiker . . . . .	1258		

ZEITSCHRIFTENRUNDSCHAU (1292) — WIRTSCHAFTSRUNDSCHAU (1295)

## GEDICHTE

Erika Burkart (1244) — Barbara Brendler (1251) — Kurt Sigel (1291)  
Percy Bysshe Shelley (1307)

## PROSA

<i>Martin Beradt</i> Söhne aus einem Haus . . . . .	1298	<i>Paul Elbogen</i> Ein Blick ins Licht . . . . .	1304
--	------	--	------

## LITERARISCHE RUNDSCHAU

v. Westernhagen (1309) — Jaspers (1312) — Raabe (1314) — Krolow, Hrsg. (1315) — Haas (1316) — v. Unruh (1317) — Rinser (1318) — Gerlach (1319) — Laxness (1320) — Fussenegger (1321) — Malaparte (1322) — Jerrold (1322) — Karbe (1323) — Reiss (1323) — Behrendt (1323) — Barraclough (1324) — Wahl (1326) — Berghaus (1326) — Roos (1327) — Schmid (1328)

## MITTEILUNGEN (1332)

Redaktion: Stuttgart O, Hauffmannstr. 58, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 2,10, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—, zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 72030. Gültig: Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.



## Schukows Sturz

Die in der „Deutschen Rundschau“ nach dem Sturz von Molotow, Kaganowitsch und Schepilow gemachte Voraussage, daß mit der Entscheidung Schukows zugunsten Chruschtschews und der Machtsteigerung der sowjetischen Wehrmacht eine Entwicklung angebahnt wurde, die mit der Militärdiktatur enden könne, zumal die Geheimpolizei als Gegengewicht wegfallen und die Partei ausgelaugt erscheine, wird durch den Sturz von Schukow keineswegs widerlegt. Im Gegenteil, sie wird dadurch bestätigt. Nur hat Chruschtschew die Gefahr gesehen und rasch gehandelt. Er vertraute seinem neuen Verbündeten, der in früheren Phasen gegen ihn war, nicht und baute in aller Stille in der Wehrmacht eine Fraktion gegen ihn auf, zu der nicht nur der schon früher benutzte Gegenspieler, Koniew, der Kommandeur der Kräfte des Warschauer Pakts, und Schukows alter Gegner, Wassiliewski, übrigens ein Stalinist, gehörten, sondern auch der Nachfolger, Malinowski, der jetzt stark nach vorne gekommene Bagramjan, ein Armenier, der neue Stern am Sowjethimmel, Moskalenko, der Moskauer Wehrkreiskommandeur, und alle die, die Chruschtschew ihren raschen Aufstieg verdankten, wie die Marschälle Birjusow und Yeremenko, der frühere Kommandeur in der Ostzone, Chuikow, und sein Nachfolger Gretscho.

Das Streben nach dem militärischen Übergewicht hat Bevan verleitet, in diesem Punkte Chruschtschew, dem Zivilisten, Recht zu geben, obwohl Bevan in anderen Fragen seine Ansichten sehr stark revidiert hat; nur hat er nicht gesehen, daß Schukow gerade derjenige ist, der gegen militärische Abenteuer war, wenn Chruschtschew jetzt in seinen Anschuldigungen auch das ins Gegenteil verkehren möchte. Das wird ihm niemand glauben, auch wenn Chruschtschew jetzt, nach Abblasen der türkisch-syrischen Krise (die eine dankbar aufatmende Welt vergessen läßt, daß inzwischen die syrische Ernte eingebracht wird), seine Umkehr zu einer neuen Phase des Lächelns damit abdecken will. Aber die Welt weiß, daß Schukow vom Sowjetvolk, statt von der Partei, zu sprechen pflegt und in der Frage des Atomkrieges eine vom Kreml abweichende Meinung hat.

Schukow wird vorgeworfen, daß er das Primat der Partei in der Armee in Frage stellte (er war gegen den Chef der politischen Verwaltung, General Sheltow, vorgegangen) und daß er „Personenkult“ trieb. Die Länge der Auseinandersetzung zeigt, daß Chruschtschew sowohl in der Armee wie in der Partei erheblichen Widerstand zu überwinden hatte. Er ist auch jetzt nicht unumstrittener Herr. Die Kämpfe gehen weiter. Die Labilität im Kreml, die Mao Tse Tung, der sehr gut informiert zu sein pflegt, schon einmal zum Aufschub seiner Reise veranlaßte, hält an. Schukow ist schon einmal aus der Versenkung wieder aufgetaucht. Er kann auch noch einmal wiederkommen. Er ist in der UdSSR etwas populärer als Chruschtschew, der Unberechenbare.



## Nationalismus als Hemmschuh wirtschaftlicher Blüte

Heute zählt Brasilien 60 Millionen Einwohner, die voraussichtlich in 20 Jahren schon die 100-Millionen-Grenze überschritten haben dürften. Es ist ein Land großer Möglichkeiten und einer blühenden Zukunft. Obwohl von den 8,5 Millionen qkm 3 Millionen geologisch noch nicht erforscht sind, spielt Brasilien allein schon durch seine Mineralvorkommen eine wichtige Rolle in der Weltwirtschaft. Auch die Möglichkeiten zu großer Förderung von Öl und dadurch zu einer starken Entlastung der Devisenbilanz ist bedeutend. Aber hier setzt schon die eigentliche Hemmung für wirtschaftliche Blüte ein, denn infolge des immer zunehmenden Nationalismus ist die Gefahr entstanden, den gefährlichen Weg zum Staatskapitalismus zu gehen. Das Erdöl ist monopolisiert im „Petrobras“, ebenso die Elektrizitätswirtschaft im „Elektrobras“. Man rechnet auch damit, daß die Uranvorkommen im „Atombras“ zusammengefaßt werden. Für die erstgenannten Monopole trifft das schon zu, was meist das Geschick staatlich gelenkter Betriebe ist: ertragreiche Betriebe werden zu Verlustbetrieben.

Brasilien verfügt über eine zwar zahlenmäßig kleine, aber hochkultivierte Elite, während nahezu 70 % des Volkes Analphabeten sind. Es hat weiter das Glück, trotz der Mischung der aus Weißen, Negeren, Indianern und Japanern bestehenden Bevölkerung, keine Rassenfrage zu kennen. Brasilien könnte, da es kulturell zum Westen gehört und sich als kultureller Erbe Europas fühlt, einmal der berufene Mittler zwischen dem Westen und der afroasiatischen Welt werden. Aber hier grade zeigt der Nationalismus seine gefährlichste Seite. In Brasilien herrscht Korruption, moralischer Niedergang macht sich bemerkbar. Man hat starke Vorurteile gegen die USA wegen der wirtschaftlichen Abhängigkeit. Alle diese Momente führen bei den Nationalisten zu scharfer Kritik an der Demokratie und zur Ablehnung jeder ausländischen Mitarbeit. Dabei sind kommunistische Elemente nicht zu übersehen. Die Verkehrsverhältnisse liegen noch völlig im Argen. Bei richtiger Lösung könnten riesige Gebiete für die Landwirtschaft auf breitester Basis erschlossen werden, so daß das Land fast autonom in wirtschaftlicher Beziehung würde. Keine der großen Aufgaben, vor denen die Regierung steht, kann gelöst werden, solange extrem-nationalistische Forderungen erhoben werden. Schon im Interesse der Weltpolitik, ganz abgesehen von den Sympathien für dieses Land der Zukunft, kann man nur wünschen, daß die Krankheit des Nationalismus, die Europa zugrunde gerichtet hat, in Brasilien bald überwunden wird.

## Das Europa-Kolleg in Hamburg

Das Europa-Kolleg in Hamburg besteht seit dem Mai 1955. Es verdankt seine Gründung vor allem Professor Bruno Snell, der Universität, einigen maßgebenden Beamten der Hansestadt und politisch interessierten Kreisen der Hamburger Wirtschaft. Die Gründer gingen von dem Gedanken aus, daß die Überwindung bloß nationalen Denkens, des Souveränitätsprinzips überhaupt, eine der ersten Voraussetzungen für eine wirkliche Ordnung der Welt und für die weitere Entwicklung der Kultur, ja, für das Weiterleben der



Menschheit schlechthin sei, und daß der erste Schritt in dieser Richtung für Europa der Zusammenschluß der westeuropäischen Staaten zu einer Föderation sei. Zugleich glaubten sie, es sei nötig, diese Überzeugung vor allem der jungen Intelligenz mitzuteilen und in ihr wirksam zu machen: von der begabten Jugend aus werde er sich dann mit der Zeit von selbst in den entscheidenden Gremien und in der ganzen Öffentlichkeit durchsetzen. So kam man auf die Idee, ein Studentenhaus zu gründen, dessen geistige Grundlage der Gedanke der europäischen Integration ist, und zwar so, daß er den Kern eines vor allem politisch bestimmten Lehrplanes bildet.

Hier muß noch eine Bemerkung über das, was ein Studentenhaus, ein akademisches Kolleg ist, beigefügt werden: Im Deutschland der zweiten Nachkriegszeit lebte die starke Überzeugung, daß die Formen des studentischen Gemeinschaftslebens der Gegenwart nicht mehr angepaßt und als Vorbereitung für die heutigen politischen, sozialen und kulturellen Aufgaben untauglich seien. So begann man, Studentenheime zu gründen, die versuchen sollten, nicht unbeeinflusst durch das angelsächsische Vorbild, die Studenten zum Bewußtsein der Verantwortung für das Ganze zu erziehen, dies aber möglichst ohne Zwang, unter peinlicher Achtung der Individualität des Einzelnen. Dabei ging man von der Ansicht aus, daß die Gefahr der Gegenwart vor allem im bloßen Konformismus bestehe, in der mechanischen Übernahme und Weitergabe von nicht mehr aus ihrem Kern belebten Formeln und Formen. Kurz, daß die notwendige Neubelebung der Humanität nur erwachsen könne aus der Erweckung der Authentizität jedes Einzelnen. Dabei nahm man Unbequemlichkeiten bewußt in Kauf: Das deutsche akademische Kolleg, viel freier als zum Beispiel das angelsächsische College, will nicht möglichst schnell fertige, einsatzfähige Funktionäre formen, sondern es geht ihm darum, daß jeder Student lernt, sich in jeder kritischen Phase seines Lebens und in jedem einzelnen Augenblick des Alltags aus sich selbst zu entscheiden, auch wenn dies zeitraubend und anstrengend sein sollte; nur Menschen, die zu sich selber gekommen sind, können die Gesellschaft weiterführen.

Die Eigentümlichkeit des Europa-Kollegs in Hamburg besteht nun aus der Kombination des allgemeinen Prinzips des akademischen Kollegs mit dem besonderen der europäischen Integration. Eine ganze Anzahl akademischer Kollegien besitzt einen mehr oder weniger verpflichtenden Lehrplan. Der des Europa-Kollegs zeichnet sich dadurch aus, daß er um einen festen Kern, eine konkrete politische Zielsetzung gruppiert ist, was nicht heißen soll, daß nicht etwa auch andere, nicht geradezu politische Themen behandelt würden. Im Gegenteil, literatur- und kunstwissenschaftliche, auch naturwissenschaftliche Vorlesungen finden neben den historisch-politischen und juristisch-staatswissenschaftlichen ihren Platz. Der Begriff der europäischen Einigung wird also nicht in einem engen Sinne politisch gefaßt. (Diese geistige Richtung hat das Europa-Kolleg in Hamburg übrigens mit dem Institut gleichen Namens in Brügge gemeinsam; doch ist Brügge ein Institut für graduierte Akademiker, die sich in einem Jahreskursus ausschließlich dem Haus widmen).

Die 92 Kollegiaten sind Studenten aus allen Fakultäten und Semestern der Universität Hamburg. Zu zwei Dritteln sind sie deutscher, zu einem Drittel



ausländischer Herkunft; zu zwei Dritteln sind sie männlichen, zu einem Drittel weiblichen Geschlechts. Sie wohnen im Hause und sind verpflichtet, neben ihrem Studium zwei Abende in der Woche an der Arbeit des Hauses teilzunehmen. Diese besteht in Vorlesungen, Kolloquien und Arbeitsgemeinschaften. Oft auch finden Vorträge von eingeladenen Gästen aus dem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben statt.

Das Haus steht unter Aufsicht eines Kuratoriums und eines Vorstandes, der als Protektor einen Professor der Universität bestimmt. Gegenwärtig ist dies Professor Bruno Snell. Ihm zur Seite stehen drei graduierte Tutoren. Die Studenten wählen einen Ausschuß, der an der Leitung des Hauses maßgeblich beteiligt ist. Das Kolleg ist im Begriff, mit Hilfe der hamburgischen Staats- und Universitätsbibliothek eine Spezialbibliothek über die Fragen der europäischen Einigung aufzubauen. Die Periodika der europäischen Institutionen sind hier vollständig vorhanden. Immer weitere Kreise erkennen den Sinn und die geistig-politische Absicht des Europa-Kollegs: Das beweisen die Sympathien, die ihm von überall zukommen, wie sie sich vor allem auch in den vielen Besuchern aus dem In- und Ausland und in den Aufnahmege-suchen von immer mehr Studenten, selbst aus weitentlegenen Ländern, zeigen.

### Deutschlands Kriegsverluste

Im Zweiten Weltkrieg reichen bereits die Verluste an deutscher Volkssubstanz, die durch unmittelbare Kriegseinwirkung hervorgerufen wurden, an die Sechseinhalbmillionengrenze heran. Die deutsche Wehrmacht des Reichsgebiets (in den Grenzen von 1937) hatte — wie alle folgenden Zahlen nach zuverlässigen Schätzungen — 3 050 000 Tote zu beklagen. Davon sind etwa 1 650 000 bis Oktober 1946 als tot beurkundet. Die übrigen — hier mit 1 400 000 angenommen — wurden auf Grund der Zahlen über die Vermißten und Kriegsgefangenen geschätzt. Ende 1946 wurden noch 1 900 000 Kriegsgefangene zurückerwartet, während die Zahl der Wehrmachtsvermißten 1 600 000 betrug. Nach den Schätzungen der Sachverständigen des Suchdienstes wären von dieser letzten Zahl etwa 400 000 als gefallen und 800 000 als in Gefangenschaft verstorben anzusehen. Dadurch würden sich 2 850 000 Wehrmachtstote ergeben. Ein weiterer Teil der im Sowjetbereich kriegsgefangenen und vermißten Soldaten, der mit rund 200 000 anzunehmen ist, kann auf Grund des Verhaltens der Sowjetunion nicht lebend zurückerwartet werden.

Hinzu treten die Wehrmachtstoten der Sudetendeutschen und der übrigen Volksdeutschen, die durch Vertreibung seit 1944 unmittelbar Glieder des deutschen Volkskörpers geworden sind (Österreich ist in diesen Zahlen also nicht enthalten). Die gefallenen volksdeutschen Soldaten dürften mit 200 000 eher zu niedrig geschätzt sein. Es ergibt sich somit eine Summe von 3 250 000 deutschen Wehrmachtstoten des Zweiten Weltkrieges.

Die Verluste der deutschen Zivilbevölkerung lassen sich in die Toten durch Feindeinwirkung, vor allem durch den Luftkrieg und durch die Vertreibung der Reichs- und Volksdeutschen unterteilen. Über die Luftkriegstoten waren teilweise übertriebene Zahlen im Umlauf. Immerhin erreicht die Schätzung von 500 000 deutschen Toten durch feindliche Luftwaffeneinwirkung die Summe, die als Zahl der im ersten Weltkrieg in der ganzen Welt getöteten



Zivilisten angenommen wird. Diese Zahl enthält jedoch nur die Toten aus den späteren vier Besatzungszonen. Nicht eingerechnet sind die Bewohner Ostdeutschlands, die auf der Flucht Luftangriffen zum Opfer fielen. Allein der Angriff auf Dresden am 13. 2. 1945 forderte nach den Unterlagen des State Departments 250 000 Todesopfer. In dieser hohen Zahl getöteter Zivilpersonen spiegelt sich die grundlegende Veränderung der modernen Kriegsführung.

Ungleich größer — und durch die Zusammenhänge noch tragischer — sind die Verluste, welche die deutsche Zivilbevölkerung der Ostprovinzen des Deutschen Reiches bei ihrer Vertreibung in den Jahren 1944-46 erlitten hat. Diesen 1 550 000 Verschollenen, die bis auf die in das sowjetische Hinterland Deportierten als tot anzusehen sind, steht wenig nach die auf mindestens 1 000 000 geschätzte Zahl der Deutschen aus Rumänien, Ungarn, Jugoslawien, der Tschechoslowakei und Polen, die bei der Vertreibung umgekommen sind oder in die Sowjetunion verschleppt wurden. Die deutsche Zivilbevölkerung erreichte demnach mit über 3 000 000 Toten und Verschollenen fast die Zahl der Wehrmachtstoten. Sie mag sie sogar noch übersteigen, wenn man die etwa 300 000 Deutschen hinzurechnet, die in den Kriegsjahren ihr Leben aus rassischen, religiösen oder politischen Gründen durch Maßnahmen des „Dritten Reiches“ verloren (darunter 170 000 deutsche Juden), — auch sie als Opfer des totalen Krieges. Ebenso sind in den vorstehenden Verlustzahlen der deutschen Zivilbevölkerung nicht die Opfer der Wolgadeutschen und der anderen bereits vor dem Kriege in der Sowjetunion siedelnden deutschen Volksgruppen enthalten, die auch nicht annäherungsweise geschätzt werden können.

Von den etwa 16,5 Millionen Deutschen und Angehörigen der deutschen Volksgruppen, die bis 1944 in den deutschen Provinzen östlich der Oder und Neiße, in Danzig, dem Memelland, Polen, Rumänien, Ungarn, Jugoslawien und der Tschechoslowakei wohnten, durften etwa 2 Millionen zunächst in der Heimat bleiben oder wurden zwangsweise zurückgehalten. Nach den neuesten Schätzungen beläuft sich die Zahl der Deutschen, die in den polnisch verwalteten Ostgebieten der Vertreibung und Vernichtung entgangen sind, auf 1 120 000, und zwar in Ostbrandenburg 45 000, Schlesien 450 000, Pommern 175 000, Südostpreußen 200 000, Westpreußen 140 000, Wartheland 110 000. Im sowjetisch verwalteten nördlichen Teil Ostpreußens befinden sich anscheinend fast keine Deutschen mehr.

Die deutsche Volkssubstanz büßte also durch den zweiten Weltkrieg mehr als 6 500 000 Menschen ein; zum sehr erheblichen Teil unentbehrliche Menschen der besten Jahrgänge. Auch von den 2 010 000 Soldaten und Zivilpersonen, die verwundet oder dauernd kriegsbeschädigt wurden, ist ein großer Teil nicht mehr zu vollen Leistungen fähig. Im Gebiet der Bundesrepublik allein leben genau 2 Millionen Kriegsbeschädigte; davon nur 470 000, deren Versehrung unter 25 % liegt.

Die Zahl von 6 500 000 Toten ist, wie ausgeführt, geschätzt. Es muß daher betont werden, daß die Einzelzahlen unter den verschiedensten Gesichtspunkten überprüft wurden. Die tatsächliche Zahl dürfte eher höher als niedriger sein. (Mit Erlaubnis des Verlages entnommen dem Band 172 der Fischer-Bücherei: Walther Hofer, „Nationalsozialismus“).



## Soldatenfrauen beklagen sich

Die neue deutsche Bundeswehr hat viel Pech gehabt mit ihrer Publicity. Das beinahe Tragische dabei ist, daß ihr letztlich heute gerade aus jener Richtung, die ihre Aufstellung unter allen Umständen befürwortete, formal die meisten Schwierigkeiten entstehen. Dagegen kann man beobachten, daß diejenigen, die anfänglich gegen eine Wehr welcher Art auch immer opponierten, die neuen deutschen Soldaten häufig mehr unterstützen, indem sie ihre oft sehr berechtigten Klagen zur Diskussion stellen. Um einen Übelstand zu beseitigen, aber muß man ihn zunächst einmal kennen.

Dafür dürfte die Feststellung nicht unwichtig sein, daß sich die vielfach sehr unbegreiflichen Verwaltungshemmnisse in erster Linie in den Soldatenfamilien auswirken. Daß Unkorrektheiten hier dann mindestens die gleiche Zersetzungskraft aufweisen können, wie von weiter Hand gelenkte illegale Einwirkungen, dürfte sogar beinahe eine Frage für das Verfassungsschutzamt sein. In den Büroräumen merkt man das jedoch stets erst, wenn es zu spät ist. Umso deutlicher spüren es die Ehefrauen der heutigen Unterführer und Offiziere der Bundeswehr. In mehreren Standorten sind unlängst etwa ein halbes Hundert Ehefrauen vom Unteroffizier bis zum Generaloberst befragt worden, wie sie leben, das heißt, mit wieviel Geld sie auskommen früher und heute, was sie zur Berufswahl ihres Mannes sagen, was ihnen daran am meisten, was am wenigsten gefällt. Die Ergebnisse waren ebenso offen wie erstaunlich. Und wenn auch auf allen anderen Gebieten sehr unterschiedliche Antworten zutage traten, die vor jeder Verallgemeinerung warnen, so gab es doch eines, auf dem sich jede Frau mit der anderen einig war, ohne sie zu kennen: zur Berufswahl ihres Mannes erklärten die Frauen dem Sinne nach übereinstimmend: es ist für uns wichtig, daß unsere Männer in ihrer beruflichen Tätigkeit Befriedigung finden. Danach richten wir uns!

Dieses „Einrichten“ aber ist mancher von ihnen auf die Dauer nur leider schon sehr schwer gemacht worden. Denn nicht wenige jener Frauen, deren Männer vor geraumer Zeit wieder den ehemals bunten Rock anzogen, leben nun schon weit über Jahresfrist von ihnen getrennt. Für sie und ihre Kinder ist eine neue Art „Kriegszustand“ eingetreten, der den Vater nur alle 14 Tage, manchmal sogar nur alle vier Wochen nach Hause kommen läßt. „Die Bundeswehr kommt ja noch mit dem Grundgesetz in Konflikt, wenn sie so weiter macht“, sagte eine der Enttäuschten. „Schließlich ist es Aufgabe des Staates, die Ehe zu schützen und sie nicht noch zusätzlichen Belastungen auszusetzen. Was mich betrifft, ich warte bereits fünfzehn Monate auf den Zusammenzug mit meinem Mann.“

Eine andere meinte, „Es ist doch in der gesamten Wirtschaft undenkbar, daß man z. B. einem Arbeiter einen aufgrund eines neuen Tarifes ausgehandelten Lohn nicht am nächsten Lohnzahlungstermin zahlt. Die Bundeswehrverwaltung hat es aber bis heute nicht nötig, die Nachzahlungen zu überweisen, die den Soldaten aufgrund der Besoldungsordnung vom 13. 3. 1957 rückwirkend schon seit dem 1. 4. 1956 zustehen.“

Denn was die Geldfrage anlangt, so hat sich bei weitem die Mehrzahl aller heutigen Unteroffiziere, Feldwebel und Offiziersfrauen mit weniger Wirt-



schaftsgeld zu begnügen, als sie es erhielten, da ihr Mann noch im Zivilberuf stand. Die meisten Unterführer waren damals als Handwerker, die Offiziere als Industrievertreter tätig. Man nahm aber die Umstellung auch unter vorläufig schlechteren materiellen Bedingungen gern in Kauf, weil man aufgrund der vorliegenden Planungen mit einer baldigen Beförderung des Ehemannes rechnen konnte, und da obendrein ja die Sicherheit der Pension gegeben war. Die mittlerweile erfolgte Einschränkung bei der Aufstellung der Bundeswehr hat natürlich auch dafür die Aussichten verringert, denn zunächst gibt es nur 4 und keine 12 Divisionen.

Das alles sind Dinge, die sich auf dem Papier sehr harmlos ausnehmen. Wenn man sein Leben danach einzurichten hat, sieht das jedoch schon etwas anders aus. Und dabei stehen dann wie üblich die Frauen an der Front und nicht die Männer. Trotzdem hat sich über das geringere Wirtschaftsgeld nicht eine beklagt, sondern selbstverständlich und kameradschaftlich mit dem Berufswunsch ihres Mannes Schritt gehalten. Umso bitterer ist dann natürlich die Erfahrung des unabsehbaren Getrenntlebens, des Nichterhaltens selbst ihnen zustehender Bezüge. Von den Uniformen, die sich manch eine Frau auch anders wünschte, ganz zu schweigen. Immerhin dürfte auch auf diesem Gebiet, nach Bonner Auskünften zu schließen, als erstem Abhilfe geschaffen werden. Die Soldatenfrauen in der Bundesrepublik hoffen, daß auch die anderen notwendigen Regelungen nicht mehr allzulange auf sich warten lassen. Man muß der Bundeswehr empfehlen, etwas mehr auf die Frauen zu hören . . .

## Der Historiker Franz Schnabel

Es ist oft beklagt worden, daß die deutsche Geschichtsschreibung der Macht folgte. Sie war österreichisch oder preußisch, nationalistisch schließlich und Schlimmeres danach. Warum das so war und vielfach noch ist, soll hier nicht untersucht werden. Diese Zeitschrift hat sich oft genug mit dem Phänomen befaßt und wird sich noch lange damit abgeben müssen. Was immer das Ergebnis solcher Untersuchungen sei, eines wird man jetzt schon festhalten dürfen: Das mußte nicht sein. Es ging auch anders, und es ist anders gegangen. Man denke an Gervinus, an Hermann Baumgarten, an Onno Klopp und ein gutes Dutzend anderer Gelehrter, deren Namen nicht in die Schulbücher kamen. Deutschland hat sie aus seinem Gedächtnis verdrängt. Sie waren unbequem. Sie warnten. Sie machten nicht mit, wie verschieden auch ihre Motive gewesen sein mögen, wie unterschiedlich ihr Niveau war.

Einer freilich, der nie ein Mitmacher gewesen ist, der immer den Kopf frei behalten hat, ist dennoch in unseren Tagen zu Ruhm und Ehre gelangt: Franz Schnabel. Der Beobachter der deutschen Szene weiß nicht recht, was er mehr bewundern soll, die Einsicht in die wirklichen Werte der Nation, die sich in dieser Anerkennung des Schnabelschen Werkes anzukündigen scheint, oder die Gelassenheit, mit der die Welt auf den Sinneswandel im Volke reagiert. Schnabels *„Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“* (Herder) ist die beste Orientierung über diesen Abschnitt unserer Geschichte, die man sich vorstellen kann. Sie erhellt unser Bewußtsein für die Gegenwart wie kein anderes Geschichtsbuch. Und das wird noch lange so bleiben.



Das vierbändige Werk ging aus den Vorlesungen hervor, die Schnabel an der Karlsruher Technischen Hochschule in den zwanziger Jahren hielt. Daran lassen sich, auch ohne dem schöpferischen Genius des Gelehrten Abbruch zu tun, Betrachtungen ableiten, die manches erklären. Der Ort, die Art des Instituts, die Zeit besagen viel. Schnabel wurde vor 70 Jahren, am 18. Dezember, in Mannheim geboren. Mannheim ist nicht allein die Stadt des Nationaltheaters und eine barocke Residenz, es war auch, an der Mündung des Neckars in den Rhein „die Fabrik“ Badens. Schnabels großes Verständnis für Erfahrungswissenschaften und Technik, das sich so glücklich mit seinem kulturhistorischen Interesse verbindet, mag aus dieser Mannheimer Jugend stammen. Nach den Berliner und Heidelberger Studienjahren kam er in den Schuldienst nach Karlsruhe. Er schrieb ein Geschichtslehrbuch, das bis 1933 in den Oberklassen der Gymnasien und Oberschulen verwendet wurde. Monarchie und Volkssouveränität, wie der zweite Band der großen Geschichte heißt, waren auf badischem Boden leicht zu begreifen. Das milde Klima des Südwestens war westlichen Ideen von jeher günstig. Die Hochschule, an der Schnabel 1920 Privatdozent, dann Professor wurde, war nach dem Vorbild des Pariser Polytechnikums 1825 gestiftet worden. Wenn irgendwo in Deutschland, dann hatte man hier verstanden, daß *civilitas* und *civitas*, der forschende Geist des Menschen und das geordnete Gemeinwesen, aufeinander angewiesen sind. So gab es für Schnabel keinen Konflikt zwischen Zivilisation und Politik; aber auch nicht zwischen Zivilisation und Kultur. Sein katholischer Glaube schloß das aus. Das gelehrte Werk erreichte einen seltenen Grad von Vollendung und Harmonie, die es zu einem bewunderten Stück Literatur zugleich machen.

## Camus

Der Nobelpreis für Literatur wurde dem französischen Dichter-Philosophen Albert Camus verliehen, dessen schmales Werk, zwischen Dichtung und philosophischem Essay schwankend, Anlaß bietet, sich über den Sinn des für dieses Werk verliehenen Preises klar zu werden.

Der Nobelpreis für Literatur stellt nicht die Krönung eines großen, umfassenden, in sich geschlossenen literarischen Werkes dar, sondern ist die Auszeichnung für eine literarische und auch moralische Leistung, die über das preisgekrönte Werk hinaus dazu beigetragen hat, ein tieferes Verständnis, eine allgemeingültige Deutung der menschlichen Gegenwartssituation zu fördern.

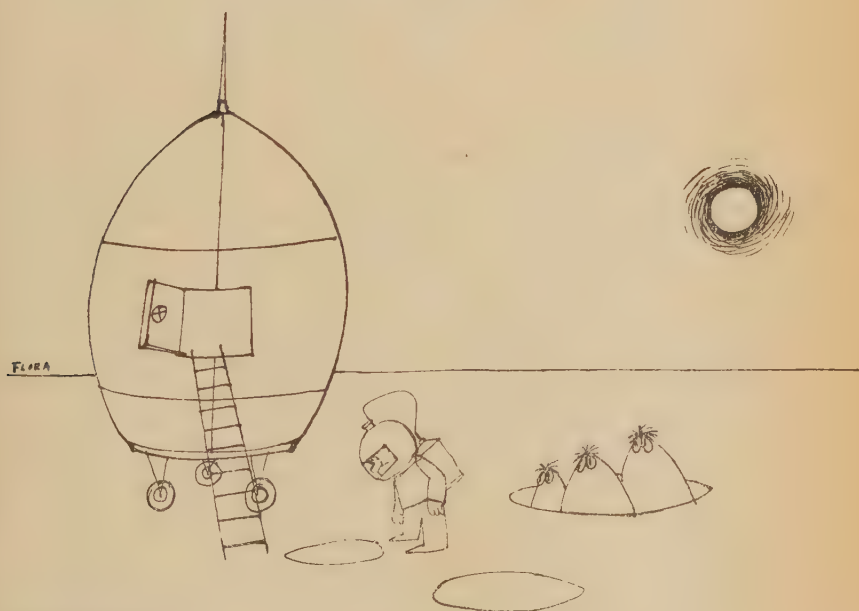
Das ist hier, bei Albert Camus, trotz oder gerade wegen des fragmentarischen Ansatzes seines Werkes der Fall, und das wäre nicht der Fall gewesen bei den beiden rein literarisch gesehen weit bedeutenderen Autoren André Malraux und Saint-John Perse, die neben Camus als Kandidaten auf der Liste der Nobelpreiskommission standen.

Will man die schriftstellerische Person Camus' auf eine Formel bringen, so kann man ihn den unpolitischen Schriftsteller der politisch engagierten Literatur nennen. Politisches Handeln und Denken ist ihm nicht fremd: er war einer der großen Führer der französischen Résistance und bereitete zusammen



mit seinem Dichterfreund René Char die Landung der alliierten Truppen in Südfrankreich vor. In der Zeitung „Combat“, in der sich nach dem Krieg die nichtkommunistischen Kräfte der Résistance zusammenfanden (in dem Roman „Die Mandarine von Paris“ der Simone de Beauvoir heißt diese Zeitung „Espoir“), und später im „Express“, der Wochenzeitung Mendès-Frances, zusammen mit dem Nobelpreisträger Mauriac (der ihn auch vorgeschlagen haben dürfte), setzte er sich als Journalist für eine Klärung der politischen Begriffe in einer politisch verworrenen Zeit ein. Camus ist nicht engagiert an eine Partei, die er als Götzen des Gewissens ablehnt, sondern nur seinem Gewissen verpflichtet. Das Versagen des Gewissens in heillosen Zeit, die Nichtigkeit menschlichen Bemühens, die er der Arbeit des Sisyphos verglich, die Demut menschlichen Denkens vor geschaffenen, nie absolut zu setzenden Werten, das ist das Thema seines Werkes, dessen Sprache er zu klassischer Höhe in seinem letzten Roman, „La Chute“ (Der Fall), vorantreiben konnte, ohne aber ihre Lebendigkeit und Aussagekraft zu sterilisieren.

Albert Camus ist ein kranker Mensch, der abseits steht vom literarischen Großbetrieb der französischen Hauptstadt, der sich aber trotz aller Versuchungen und Verleumdungen einen unbeirrbaren Blick für den Menschen jenseits aller Kollektivierung erhalten hat. Seine Deutung des Menschen hat allgemeine Gültigkeit, sein unruhiges, fragmentarisch angelegtes Werk ist spezifisch für unsere unheilvolle Zeit, in der fugenlose, gediegene Gesamtwerke allenfalls als Monument der Vergangenheit wirken oder von des Autors



UNBEWOHNT?



Desinteresse an seiner Zeit zeugen. Das sind die Gründe, welche die Schwedische Akademie veranlaßt haben, Albert Camus diesen Preis zuzuerkennen, und wir sehen darin eine Bestätigung, daß sie sich ihrer Aufgabe wohl bewußt ist.

### Friderike Maria Zweig-Winternitz

Festgruß zum 75. Geburtstag am 4. Dezember 1957: Wenn die vielen Freunde und Verehrer der Dichterin an ihrem Festtage gedenken, so wird durch diese Zeugnisse der Bewunderung nicht nur der gebürtigen Wienerin gehuldigt, die durch lange Jahre an der Seite Stefan Zweigs als Châteleine im Hause am Salzburger Kapuzinerberg die geistige Elite des Abendlandes um sich versammeln durfte, der Gefährtin des großen Dichters und Schriftstellers, die ihm bis zu dem von seinem Schicksale gesetzten Schranken als Beraterin beistand und noch heute als Bewahrerin seines Werkes tätig ist, — sondern auch der schaffenden Künstlerin und nachschaffenden Übersetzerin, und nicht zuletzt dem großen Menschen, der in einem zur zweiten Heimat gewordenen Exil der Kultur der alten eine Zufluchtstätte geboten hat und in des Wortes edelster Bedeutung „vermittelt“.

Das hübsche Haus in Stamford, Connecticut, eine kleine Schnellzugsstunde abseits New Yorks, ist das Heim der Dichterin, in dem ihre Werke entstehen, von wo aus aber auch immer anregende Briefe an die vielen Freunde in allen Weltteilen abgehen und wohin die Antworten, Bitten, Anfragen der Korrespondenten sich richten. Obgleich die Autographensammlung Stefan Zweigs längst in alle Winde verstreut ist, stellt der von Friderike Zweig gepflogene persönliche Briefverkehr eine wahre literarische Schatzkammer unserer Tage dar, denn zu ihren persönlichen Freunden zählten oder zählen Rainer M. Rilke, Romain Rolland, Bruno Walter, Albert Schweitzer, Erwin Schrödinger, Franz Werfel u. v. a.

Als das Licht des deutschen Geistes nur fahl durch die braune Nacht schimmerte, war das kleine Haus in Stamford nicht nur sein Hort, sondern in ihm durfte auch kein böses Wort gegen das deutsche Volk und die deutsche, wahre Kultur gesprochen werden und zwar in einer Zeit, in der es auch in Amerika große Mode war, an deutschen Dingen im allgemeinen kein gutes Haar zu lassen: dazu sei bemerkt, daß die braune Brüderschaft nichts verschonte, was mit Stefan oder Friderike Zweig in Zusammenhang stand. Aber in früheren Tagen sowohl wie auch heute, da diese bedeutende Frau auf stolzer Höhenwanderung sich eine kleine Rast gönnen darf, ist ihr Blick nach vorne gerichtet: wir aber wünschen ihr, als ihre Wegbegleiter, daß sie ihren Weg unermüdet fortsetzen möge — ad multos annos!



## Was heißt hier Atlantische Gemeinschaft?

### Nachwort zur Konferenz von Brügge

Viel Klagen hör ich oft erheben  
Vom Hochmut, den der Große übt.  
Der Großen Hochmut wird sich geben,  
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

*Gottfried August Bürger*

An Gemeinschaften ist kein Mangel. Ein normales Telefonbuch beweist es. Von der Gemeinschaftlichen Bau-A.G. über den Gemeinschafts-Bazar zur Gemeinschaft der Ziegenzüchter bietet es eine Fülle von Gemeinschaften, die nichts miteinander gemein haben. Die mißglückte Europäische Verteidigungsgemeinschaft, die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl, neuerdings die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft setzen die Reihe in der Politik fort. Dazwischen siedelt irgendwo die Gemeinschaft der guten Deutschen, eine neue politische Partei, und die Hilfgemeinschaft ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS. Während aber der sentimentale Beiklang des Begriffes bei den deutschen Vereinen nicht unverständlich ist, scheint er bei den großen Organisationen der Politik fehl am Platze. Gemeinschaft gilt hierzulande als Gegenstück zu Gesellschaft. Tönnies hat das in einem großartigen Buch auseinandergesetzt; aber erfunden hat er den Widerspruch wohl kaum. Der lag schon in der Mentalität, die er vorfand. Gemeinschaft bilden Leute, die zusammen hocken, ineinander verflochten, mit ganz anderen als rationalen Banden verknüpft. In der populären Skala der Werte steht Gemeinschaft weit über der Gesellschaft und gar die Gemeinschaft aus der Gesellschaft abzuleiten, das wird keinem so leicht in den Sinn kommen. Die Vorliebe für das Engere, Dichtere aber auch nicht leicht Wäg- oder Zählbare hat dabei wenig mit der Wertschätzung menschlicher Gemeinschaft zu tun. Sich gemein machen, heißt im Deutschen sich erniedrigen. Was dann ist der Wert von Gemeinschaften, wenn nicht der Austausch, die Zwiesprache, die Dialektik? Diese „Gemeinschaft“ gehört zu den Überbleibseln des Feudalismus, die, wie Thornton Wilder in Frankfurt unlängst sagte, unsere Sprache noch beherrschen. Ihr Sinn ist Absonderung gegen die Gesellschaft, ist geradezu „Nicht-gemein-machen“, das Gegenteil von Offensein für die menschliche Gesellschaft. War das gemeint mit den Europäischen Gemeinschaften? Absonderung von der internationalen Staatengesellschaft, Isolation, Exklusivität, Erbschaftsverwaltung?

Gewiß nicht. Es handelt sich auch nicht um einen Übersetzungsfehler. Das englische Community und das französische Communauté, die beiden Ausdrücke, die in den Namen europäischer Organisationen verwandt werden, haben im Deutschen nichts Entsprechendes, es sei denn Gemeinde oder Kommune. Gemeinde aber heißt, darauf hat Adriano Olivetti mit lateinischer Klarheit in seiner Berliner Rede 1956 hingewiesen, in allen drei Sprachen die Ordnung



des Zusammenlebens in einem umgrenzten Raum: Community für einen Stahl-Pool, eine Wirtschafts-Union zu verwenden, ist nicht korrekt. So trifft keine der Bezeichnungen das, was gesagt werden soll. Gemeinschaft nicht; aber auch nicht Gemeinde. Wie aber soll eine Sache funktionieren, an der schon der Name nicht stimmt?

# I

Vorbehalte dieser Art stellten sich wieder ein, als die Einladung zur Konferenz über Nordatlantische Gemeinschaft, North Atlantic Community, kam. Eine freundliche Einladung zu einer privaten Konferenz, unterzeichnet vom Europa-College und der Universität von Pennsylvania. Sie vereinte über hundert Gelehrte, Erzieher, Wirtschaftsfachleute und Publizisten vom 8. bis 14. September in Brügge. Diese Stadt gehört zu dem besten, was Europa an Altertümern zu bieten hat. Im Mittelalter schon eine Großstadt, heute noch sechzig Klöster zählend und unversehrt. Unversehrt im besten Sinne, eine andere Welt, verglichen mit dem hektischen Betrieb in den deutschen Grenzen. Eine Stadt in der man atmen kann, bewohnt von Menschen mit glücklichem Temperament, Seeluft, Atlantikluft.

Der Eröffnungssitzung präsiidierte der lautere Robert Schuman, dem Schlußbankett der tüchtige Paul-Henri Spaak. Schuman, aus dessen Plan die einzige europäische Gemeinschaft hervorgegangen ist, die Machtbefugnisse hat, die Montanunion. Spaak, der Generalsekretär der einzigen atlantischen Organisation mit Hand und Fuß, des Militärbündnisses, der NATO. Dazwischen saßen diese hundert Privatleute eine Woche lang referierend, debattierend, nachdenkend, streitend, resignierend, aufbrausend; aber im Grunde einig.

Worüber einig, worüber nicht? — Einigkeit bestand über die seelisch-geistigen Gemeinsamkeiten von Westeuropa und Amerika. Da ist der bekannte Strom, von den alten Juden, den Hellenen, dem Christentum gespeist, auf dem viele Schiffe Platz haben: die römische Republik, das Mittelalter, von dem man nicht weiß, ob es dunkel oder licht zu charakterisieren ist, die Renaissance, die iberische Expansion nach Südamerika, Bodin und Locke, Voltaire und Kant, der Abfall der Niederlande und der Nordamerikas, die Heilige Allianz, aber auch der Panslawismus, 1848 und die Pax britannica, Tocqueville und Karl Marx, die federalist papers und der Dreyfus-Prozess. Fast schien es, daß es nichts gäbe, was da nicht unterzubringen wäre. Aber es schien nur so. Als Untertan des Hitler bemerkte man, als der Gang der Geschichte fortschritt, daß der nicht dazu gehört hat, und vielleicht das Land, in dem seine Herrschaft geschehen konnte, auch nicht mehr. Welchen Wert hätte man sonst dem Ganzen beizumessen, wenn jenes ein dazugehöriger Teil, eine immanente Möglichkeit gewesen wäre? Andererseits, was war es dann, wenn es nicht dazu gehört hätte?

Es gab, das sei gleich vermerkt, keine Antwort auf diese Frage. Denn die Konferenz betrieb nicht weltgeschichtliche Analyse, noch Kulturosoziologie. Die Frage schien falsch gestellt, doch war es schwer, sie loszuwerden. Sie überdauerte selbst die Formulierung der sechs Grundprinzipien, die glücklich gefunden wurde. Diese Grundsätze waren sowohl Glaubenssätze als Feststellungen, die nahe an das Strategische streiften. Der Glaube an den we-

sentlichen Wert des Menschen, jenseits aller Doktrin und Gesellschaftsentwürfe ist in ihnen enthalten. Die Bezeichnung der atlantischen Zivilisation als einer dialektischen, einer „civilisation de dialogue“, die an Rede und freie Gegenrede glaubt, ohne deswegen ihre Grundlagen zerstören zu lassen, folgt wenig danach. An sie knüpft sich die Mahnung, nicht zu vergessen, daß die sittlichen Werte, die als Grundlagen anerkannt wurden, nicht Alleinbesitz der atlantischen Staatengruppe, sondern anderen Kulturen ebenso zu eigen sind.

So verstand es auch Hans Kohn, der in eindringlicher Rede schließlich doch eine Grenzlinie zog. Deutschland konnte nicht immer dieser Zivilisation zugerechnet werden, Rußland kann's heute nicht; aber in Indien beginnt sie, sich durchzusetzen, sie stand in Ungarn auf und erhebt sich in Algerien. Mit Bevormundung, mit Sklaverei ist sie unvereinbar. Ein Bekenntnis also, nichts Gegebenes.

Das war weit ausgeholt, zu weit für „Nordatlantische Gemeinschaft“ im politischen Verstande. In die Sprache der Mächte übersetzt, war das Commonwealth, war die Organisation der amerikanischen Staaten, vielleicht Japan sogar miteinbegriffen. Noch konkreter: Der Teil der Staatengesellschaft, der zum Gefolge der angelsächsischen Kernmächte gehört; aber nicht Böhmen, Polen, nicht Sachsen, nicht Rumänien und Estland. Heute nicht! Gab es hierauf eine Antwort? — Ja. Wer mit Paktsystemen rechnete, die politischen Institutionen zum Maßstab nahm, verkannte das Thema.

Diese Beschränkung der Diskussion auf das Umfassendere hatte Vor- und Nachteile. Sie lenkte die Aufmerksamkeit dem Gemeinsamen zu; aber sie schnitt auch manchen lichtvollen Beitrag zu Einzeluntersuchungen ab. Das Atlantic Institute, dessen Gründung beschlossen wurde, wird Anregung aus vielen Vorschlägen schöpfen können, die nicht über die Kommissionsprotokolle hinauskamen. Doch wurde klar, daß nicht nur die Angst vor Sowjetrußland die Völker zusammenhält.

## II

Die Arbeitsgruppe, die den Spannungen in der „Gemeinschaft“ auf die Spur kommen sollte, hatte es vielleicht am schwersten. Sie trat sogleich die Flucht nach vorne an, indem sie, unter Professor Silberschmidts schweizerisch-diplomatischer Leitung, die innereuropäischen Spannungen ausschaltete. Das tat sie gewiß nicht unbeeinflußt: Angesichts der vielen brillanten Amerikaner bemächtigte sich der Europäer ein frommer Schauer, der sie zusammentrieb. Dadurch hatten sie eine gemeinsame Ausgangsposition, die ihnen sonst oft genug fehlt. Sie taten im allgemeinen so, als gäbe es zwischen ihnen nichts zu verhandeln. Das ist auch mit der Flucht nach vorne gemeint: eine gewisse Hingebung an das atlantische Ideal, nachdem es mit dem europäischen nicht mehr so weit her ist. Sind wir zusammengekommen, fragte der englische Historiker Barraclough, um eine neue Ideologie zu schaffen? Und meinte, es sei vernünftiger, die alten abzubauen. Womit er zweifellos nicht ganz im Unrecht war. Niemand wollte eine neue Ideologie; aber man konnte auch nicht erwarten, daß die Menschen liebe Vorstellungen, die sie seit dreißig, fünfzig oder noch mehr Jahren nährten — sie jene *und* jene sie — binnen acht Tagen über den Haufen werfen würden. Nur blieben auf diese Weise zwei Themen



unerörtert, die harte politische Realitäten sind: Die Stellung Englands zu Europa, das, bei allem schuldigen Respekt für seine Stellung im Commonwealth, doch nun zu lange Gegenvorschläge vermissen läßt, wie es sich dieses Europa eigentlich vorstelle, dessen Föderation es nicht mag. Und das zweite Thema: Dieses Deutschland und diese Bundesrepublik. Unsereiner weiß doch nur zu gut, wie das unter der Oberfläche brodelte. Was sich da zusammenbraut, wie kleine Gifttherde entstehen, wo sie schon aufbrechen. Und wieviel von dem humanistischen Bekennen Lippenbekenntnis ist. Nichts davon auf der Konferenz, und doch ist Germanien viel gefährlicher als Arkansas, das vielzitierte. Wir haben nicht nur kein Wort für Community, wir haben auch keines für public philosophy, wie Lippmanns Übersetzer unlängst feststellte. Was heißt dann Atlantische Gemeinschaft?

### III

Die Flucht aus dem europäischen Mangel in den atlantischen Überfluß hat bei näherem Zusehen manches für sich. Man kann Schwierigkeiten abhelfen, indem man sie in größeren auflöst. Will sagen: Die Sorgen, die England und Deutschland Westeuropa machen, können in einer europäischen Föderation nicht beseitigt werden. In einer überseeischen aber, der die Vereinigten Staaten, das Commonwealth und das freie Europa angehören, könnte man sie ausgleichen. Diese Union wäre zum Teil nur die Institutionalisierung bestehender Regionalpakete; aber sie wäre zugleich mehr. Sie wäre ein monströses Gebilde, ähnlich dem Commonwealth oder dem Heiligen Römischen Reich, denn sie würde voller Widersprüche stecken, und von Harmonie könnte kaum gesprochen werden. — Übrigens sollte man den Wert überstaatlicher Zusammenschlüsse für das bürgerliche Wohlbefinden auch nicht überschätzen. Wie die Geschichte der amerikanischen Soldaten in Europa zeigt, und die der napoleonischen in Spanien, stellen die schmerzlichsten Reibungen sich erst bei engerem Kontakt ein. — Aber ein solches Staatensystem hätte Symbolkraft. Kleinigkeiten wie gemeinsame Pässe, Uniformen und dergleichen würden genügen, sie zu realisieren. Die Einbeziehung der Commonwealth-Staaten würde den Anschluß an die orientalische Welt sichern. Amerika sähe sich aus der Einsamkeit einer „Weltmacht wider Willen“ (Ernst Fraenkel) in die Stellung des unbestreitbar Ersten unter Gleichen erlöst.

Militärbündnisse wie die NATO sind nützlich oder nicht. Mit dem Geist der alten Welt haben sie nicht viel zu schaffen. Keine Allianz kann sich heute heilig nennen, war doch die vor einem Jahrhundert schon eher scheinheilig. Es wäre vergeblich, den Versuch zu wiederholen. Was Europa, und gerade das Europa, das heute nicht dazu gehört, braucht, ist etwas anderes: Flexiblere Politik und mehr Phantasie, mehr *zivile* Phantasie, eine Atlantik-Union, die auf ihren eigenen Füßen steht.

Vielleicht kommt ein Impuls dazu aus Brügge.

## Tito, Gomulka und das Problem der Rückfälligkeit

Als Tito von Moskau abfiel und als später Gomulka eine gewisse Unabhängigkeit von Moskau etablierte, gab es nicht wenige, deren Mißtrauen durch so viele Illusionen geschärft war, die diesen Ereignissen kaum eine Bedeutung beimaßen. Sie verwiesen darauf, daß die kommunistische Wurzel doch die gleiche sei, und äußerten sogar den Verdacht, daß es sich um einen Trick handle, durch den man ein Trojanisches Pferd in den Westen einschleppen wolle. Sie waren gegen jede Differenzierung, sie betrachteten jede wirtschaftliche Hilfe als Verrat an den Prinzipien und indirekte Unterstützung Moskaus, sie fanden alle an den Nationalkommunismus geknüpften Hoffnungen absurd. Als ihn dann Tito und Gomulka nach und nach verwässerten, registrierten sie jeden einzelnen Fall sorgfältig, als sei das eine Bestätigung ihrer Warnungen. Sofern wieder eine gewisse Abkehr vom Westen erfolgte, verkannten sie manchmal Ursache und Wirkung. Es war, als ob sie erleichtert aufatmeten. Das mußte durchaus nicht immer auf einer Kompromißlosigkeit gegenüber allen Formen des Kommunismus beruhen; es konnte auch, unterbewußt, darauf zurückgehen, daß man in der Tiefe des Herzens ein Arrangement mit Moskau selbst vorzog.

Das entgegengesetzte Extrem war die Vorstellung von einer Renaissance des Sozialismus, von einer „Liberalisierung“ und „Humanisierung“ des Kommunismus, die der Welt eine neue Alternative bieten, das gesamte Blocksystem erschüttern und schließlich auch seine Rückwirkungen auf die Sowjetunion selbst haben müsse. Manche verwandelten in ihrem Enthusiasmus sogar Chruschtschew selbst schon in einen „Liberalen“. Sie überwerteten Symptome wie das Erscheinen von Dudinzews Buch und zogen aus der Tatsache, daß Chruschtschew für die Verständigung mit den abtrünnigen Satelliten eintrat, deswegen getadelt wurde und beinahe gestürzt worden wäre und schließlich die der Verständigung abholden Kritiker als Scharfmacher entfernt hatte, falsche Konsequenzen.

Eine Reihe von Ereignissen der letzten Zeit haben die Frage besonders aktuell gemacht: Arbeiterunruhen in Polen, Vorgehen von Polizei gegen Studenten, die Einstellung von „Po Prostu“, „Przemiany“ und anderen Organen in Polen, Titos Anerkennung der Oder-Neiße-Linie und die Anerkennung von Pankow, die zum Abbruch der Beziehungen Bonn-Belgrad führte. Es kommt nun darauf an, genau abzuwägen, wie weit die „Rückfälligkeit“ von Tito und Gomulka geht und wie man sie zu erklären und zu bewerten hat.

Zunächst ist es angebracht, auf einen Unterschied zwischen „Titoismus“ und „Gomulkismus“ hinzuweisen, der trotz der Gemeinsamkeit des Nationalkommunismus bedeutungsvoll ist. An sich handelt es sich um ein Scherzwort,



aber es hat Wahrheitsgehalt. Danach kann man in Warschau gegen die Regierung frei sprechen (wenn auch nicht mehr schreiben), aber nicht gegen Moskau (wegen der geographischen Nähe), während man umgekehrt in Belgrad zwar getrost gegen Moskau sprechen kann, nicht aber gegen die eigene Regierung. Danach hätte Polen das Handicap wegen des stärkeren russischen Drucks, aber es wäre im Innern „liberaler“, so daß man eine Zeitlang von dem Gesichtspunkt aus Gomulka eher mit Djilas als mit Tito verglichen hat. Die Zusammenkunft Tito-Gomulka sollte eine gewisse Annäherung bringen. Jeder mochte dabei glauben, daß der andere von ihm lernen könne, der eine, weil er zuerst zur Aktion schritt, der andere, weil er weitergegangen war.

Dabei gab es theoretisch vier Möglichkeiten: Innenpolitisch konnte Tito Gomulka oder Gomulka Tito beeinflussen. Außenpolitisch konnte Tito Gomulka oder Gomulka Tito bekehren. Tito hatte ein Interesse daran, Gomulka von der Liberalisierung abzubringen. Denn sie verdarb, wie eine „Schmutzkonkurrenz“, die Bedingungen, verführte zu Vergleichen, machte begehrlich. Der Fall Djilas war Tito an die Nieren gegangen: die Kritik an der Partei, die Forderung nach Zulassung einer Opposition, die Aburteilung der neuen Bürokratie und ihrer Sonderinteressen, das Postulat eines demokratischen Sozialismus rüttelte an den Grundlagen und warf peinlichste Fragen auf: z. B. daß die Abkehr vom Stalinismus, die Rückkehr zum Leninismus, die Reinigung des Kommunismus, die Bloßlegung seiner Wurzeln, eine natürliche Grenze habe und ohne echte Demokratisierung alle gar nicht so zufälligen Erscheinungen der Willkürherrschaft, des Despotismus, des Einmannregimes sowie der neuen Kastenbildung wiederkehren oder erhalten bleiben. Gomulka zeigte sich Titos Warnungen gegenüber willfährig. Hatte er sich zuerst gegen die „Revisionisten“, die ihn einst emporgetragen, seiner Bewegung Enthusiasmus verliehen hatten (und die auch, in tragischer Verkettung, trotz der ersten Schläge gegen sie, weiter an ihm festhalten mußten, da es außer den Stalinisten keine Alternative gab), lediglich gewandt, um Moskau keine Vorwände zum Eingreifen zu geben und damit ein Alibi für gleichzeitige Schläge nach der anderen Seite gegen die Stalinisten zu haben, so hatte sich inzwischen die Fragestellung geändert. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten hatten sich nicht gebessert. Das hing freilich mit dem Zögern des Westens zusammen, der nun über die Ergebnisse erstaunt ist (und daraus folgert, daß es — so richtig gewesen sei, nicht zu helfen!) Lange hatte man das hingenommen, in Geduld und aus einem Wunderglauben heraus. Als ein psychologischer Punkt erreicht war, schlug das um, und dann wirkten sich doch die Desavouierung der „Revisionisten“, die man zunächst ertragen hatte, und gewisse personalpolitische Konzessionen an die Stalinisten aus. Es kam zu Unruhen und zu Presseangriffen. Gomulka schritt ein, ein Zeichen, daß die Probleme ihm so über den Kopf gewachsen waren, daß er Kritik für zu gefährlich hielt. In dem Falle war es schon nicht mehr eine Konzession an Moskau, sondern reine Selbsterhaltung. Tito fand ein willigeres Ohr, als er erwartet hatte. Gomulka hörte auf, ein Gegenstück zu Djilas zu sein. Das oben erwähnte Scherzwort hatte seine Gültigkeit verloren. Weit eher könnte man jetzt Lasota, den Chefredakteur von „Po Prostu“, und viele andere (wie Edda Werfel, Victor Woroszyński, den Chefredakteur von „Nowa Kultura“), mit Djilas vergleichen.

Um die Dinge in den richtigen Proportionen zu sehen, muß man dennoch aufführen, was von den Errungenschaften des Oktober 1956 blieb: das Bündnis mit der Kirche und die religiöse Freiheit, die Redefreiheit (im Gegensatz zur bereits reduzierten Pressefreiheit) und die Entmachtung der Sicherheitspolizei, der Bezpieka, schließlich die Unterbrechung der Kollektivisierung der Landwirtschaft. Aber man hat ausgeführt, daß dies unzureichend sei, daß es nichts über den Stand der Industrie, den Lebensstandard und das unsagbare Elend aussage, daß es nicht mehr zukunftsweisend sei. Manche trösten sich damit, daß die angekündigte Säuberung der Partei (1,3 Millionen Mitglieder) auch die Stalinisten treffen werde, ja daß vielleicht sogar der Kampf gegen die Revisionisten nur die Rückendeckung für diesen Kampf sei. Das mag begrenzt stimmen, aber man soll es nicht überschätzen. Denn die Stalinisten verhalten sich ruhig, liegen auf der Lauer, geben Gomulka keinen Grund zum Einschreiten (ähnlich wie sie es in Jugoslawien taten); sie sind weiser als andere und hüten sich, jetzt durch eine Kampagne Gomulka in die Arme der „Revisionisten“ zurückzutreiben, von denen er sich jetzt unter dem Zwang der Entwicklung trennen mußte. Sie billigen diesen Kampf, unterstützen und ermutigen ihn indirekt. Man könnte heute von einem Kräfteviereck sprechen: Gomulka im Bunde mit dem Kardinal, auf der einen Seite die Revisionisten und auf der anderen Seite die Stalinisten im Bunde mit der von Piasecki geführten Pax-Gruppe, die auch um die Katholiken wirbt. Es ist eine unsichere Balance. Als der Kardinal die Pax-Gruppe exkommunizieren wollte, fiel ihm Gomulka in den Arm; es war der erste und bisher einzige Konflikt der beiden neuen Partner. Der Kardinal gab nach, um den Bund nicht zu gefährden. Gomulka hatte damit Verbündete der Stalinisten begünstigt, offenbar in der Hoffnung, damit auch den Kardinal im Schach zu halten, damit er nicht übermächtig werde, und sie eventuell eines Tages von den Stalinisten abziehen zu können. Das ist fürwahr ein Seiltänzerakt, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht sah.

Innenpolitisch sieht es also aus, als liege die Liberalisierung in Scherben. Wir wollen nicht übertreiben: es bleibt auch heute noch ein gewisser Rest, und andererseits hätte sie nie ein gewisses Maß überschreiten können, da liberaler Kommunismus ein Widerspruch in sich selbst bleibt. Andererseits hätte ihre Einengung vielleicht bei größerer Hilfe vom Westen verhütet werden können.

Und nun zur Außenpolitik. Auch hier muß man die Dinge in den richtigen Proportionen sehen. Die damalige Aussöhnung Titos mit Chruschtschew bedeutete nur das Ende der Einkreisung, der Kriegsgefahr in diesem Winkel, mit der man Ende der 40er Jahre ernsthaft rechnete, das Ende der Kampfposition. Es bedeutete aber keineswegs eine Unterwerfung. Die teilweise in der Bundesrepublik vorhandene Auffassung, daß Belgrad vollständig in den Ostblock zurückgekehrt sei, wird in England und in Amerika nicht geteilt. Es gibt außenpolitisch, was auch immer auf dem innenpolitischen Gebiet über zerbrochene Hoffnungen und enttäuschte Idealisten gesagt werden mag, eine wirkungsvolle Schranke für die Liquidierung des Titoismus (so wie es innenpolitisch eine solche Schranke für seine Weiterentwicklung gibt): das ist das nationale Moment. Es liegt im Wesen des Nationalkommunis-



nismus selbst. Er wird sich nicht unterwerfen. Er kann sich nicht unterwerfen. Selbst die Formen der neuen Wirtschaftshilfe von der UdSSR zeigen es. Früher behandelte Moskau Jugoslawien als Kolonie, nahm ihm seine Rohstoffe ab. Die neuen großen Projekte, für das Aluminiumkombinat in Titograd in Montenegro, für das Kohlenbergwerk Kossowo in Südserbien, für die Düngerfabrik in Pancevo, die Kraftwerke an den Karstflüssen, das Kanalsystem Donau-Theiss, die Stickstofffabrik in Prahovo, das Kupferkombinat Bor sind auf der Basis einer Kredithilfe für einen souveränen Staat.

Natürlich gibt es da großen Spielraum, und das Maß der Annäherung ist erheblich. Eine jugoslawische Delegation nahm als Beobachter an dem Kongreß des Weltgewerkschaftsbundes teil, aber Jugoslawien trat noch nicht bei. Die Neugründung der Komintern, die Chruschtschew forcieren will und auf die die Sowjetzone, die Tschechoslowakei, aber auch die französische KP drängen, scheiterte an Titos Widerstand, der auf der Gleichberechtigung aller Partner beharrt und sich weigert, die Hegemonie der KP der UdSSR anzuerkennen. Die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie war sicher im Widerspruch zu Titos früherer Haltung und ein unfreundlicher Akt gegenüber Bonn, aber weit eher ein Geschenk für Gomulka als für Moskau. Die Anerkennung Pankows ging aber weit darüber hinaus und schien für viele das Maß voll zu machen. Auch jetzt noch sind die letzten Beweggründe hierfür nicht klar. Die Begründung, daß er dadurch Chruschtschew gegen seine Stalinisten habe stärken wollen, gibt keinen Sinn. Die Deutung, daß er dahinter nur eine neue Annäherung an den Westen tarnen wolle, ist unreal. Wirtschaftliche Gründe sind auch nicht ausreichend. Tito hätte von der Bundesrepublik mehr bekommen können als von der Sowjetzone, wenn auch die Bonner Hilfe nicht so groß war, wie sie Bonn selbst erschienen sein mag, denn die unterentwickelten Länder brauchen heute ganz andere Beträge. Die Hilfe von der Sowjetunion könnte mit unzureichender amerikanischer Hilfe zusammenhängen; aber auch diese Rechnung geht kaum auf, da sich Tito nun die Reste amerikanischer Hilfe verschmerzen würde. Im übrigen ist Tito, wenn auch jetzt die Sowjetzone alte Feindseligkeit fallen ließ, wirtschaftlich zur Sowjetzone nach wie vor spröde. Und schließlich weiß er genau, daß die Stalinisten gerade in Ostberlin sitzen, weshalb man auch eine Zusammenkunft Tito-Ulbricht-Grotewohl vorläufig vertagte. Diese Konzeption bleibt ein Sonderfall, über dem noch Dunkel schwebt.

Immerhin bleibt die stärkere Annäherung an den Osten eine Tatsache, für die man eine Erklärung suchen muß, so wie sie für die innenpolitischen Veränderungen gefunden wurde. Die ungarische Revolte war der Wendepunkt. Sie gab auch Tito einen Schock. Eine Zeitlang sah es so aus, als griffe sie auch auf Jugoslawien über, alle Unterschiede im kommunistischen Lager ignorierend. Das ist die Erklärung dafür, warum Tito erst zögerte, die russische Aktion zu verurteilen; er tat es verspätet, dann freilich mit größerer Intensität als etwa Indien, das wegen der Kaschmirfrage auf Moskaus guten Willen angewiesen zu sein glaubt. Das führte dann vorübergehend zu einer zweiten Kampfperiode zwischen Tito und Moskau. Immerhin aber hat Tito die ernste Befürchtung, daß die Konflikte im kommunistischen Lager zu einer Schwächung des Weltkommunismus, abseits aller Blockerwägungen,

führen können, ja daß sie sich, bei der raschen Verschärfung der weltpolitischen Lage, gemeinsam in den Abgrund stürzen könnten. Die Kommentare in der westlichen Welt, die von der Auflösung des Ostblocks, ja von dem Ende des Kommunismus sprachen, haben alarmierend gewirkt. Das ist der tiefere Hintergrund für Titos stärkere Hinneigung zum Osten; aber sie würde nicht die Aufgabe des Souveränitätsprinzips und alles dessen, was den Nationalkommunismus ausmacht, bedeuten.

Wie schnell in unserem reißenden Entwicklungstempo alles überholt ist, zeigte die Absage Titos, zum 7. November nach Moskau zu kommen, um deren Widerrufung sich der Sowjetbotschafter in Belgrad bemühte. Auch wenn es verfrüht ist, schon zu frohlocken, daß eine neue Wendung Titos zum Westen bevorstehe, so ist doch sicher, daß der „Hexenschuß“ als Abhaltungsgund, zu einer Zeit, da Tito Japaner und Indonesier empfangen konnte, eine Ausflucht war. Tito hatte Anstoß an der Absetzung Schukows genommen. Dabei spielte vor allem eine Rolle, daß Tito gleich Schukow die militärischen Aventuren ablehnt, wenn jetzt auch Chruschtschew die Dinge umkehrt, als habe Schukow die Abenteuer gesucht und als habe er selbst immer nur den Frieden gewollt. Jedenfalls zeigt das, wie falsch es wäre, irgendetwas als definitiv anzusehen.

Die Darstellung wäre falsch, wenn man China außer Betracht ließe. Trotz aller Dementis bleibt es ein Faktum, daß Mao Tse Tung die Polen ermutigte. Er will, im nationalkommunistischen Interesse, Moskau schwächen, den Druck verringern. Im übrigen haben wir genau die gleichen Erscheinungen in China, die wir für Polen und Jugoslawien feststellten: die „Liberalisierung“, die so blumenreich verkündet wurde, stieß auch hier auf die Schranke der Diktatur, die, wenn sie sich jetzt auch aufs Überzeugen zu verlegen versprach, doch keine Zweifel an dem Einparteiensystem duldet. Und die Tendenz, gegen Moskaus



ÜBERRASCHUNG AM MARS



Stachel zu löken, wird gebremst durch die immer noch vorhandene wirtschaftliche Abhängigkeit von Moskau, von der man sich durch die Lüftung des Embargos und Handelsbeziehungen mit dem Westen zu lösen sucht (ohne auf amerikanische Hilfe rechnen zu können), und durch die Wucht der gemeinsamen Interessen. Auch für Peking waren die ungarischen Ereignisse ein Schock, eine Mahnung, zusammenzuhalten. Daher die kalte Dusche, die Tschou en Lai Gomulka gab, während Mao Tse Tung bei dem Besuch von Cyrankiewicz in Peking diese Wunde wieder zu heilen suchte. Man sieht hier eine komplizierte Dialektik am Werk.

Zusammenfassend kann man sagen:

1. Die „Liberalisierung“ kann bei Diktatur und Einparteiensystem (sowie neu entstandenen Kasteninteressen) über einen gewissen Umfang nicht hinausgehen. Der Spielraum ist beschränkt. Es mag aber sein, daß er sich bei passivem Zusehen des Westens noch stärker verengt.

2. Andererseits kann, selbst wenn die Rückläufigkeit ein noch so hohes Ausmaß erreicht, der alte Zustand doch nicht wiederhergestellt werden. Der Nationalkommunismus verbietet in sich selbst die Unterwerfung unter Moskau.

3. Immerhin ist, innerhalb des gegebenen Spielraums, eine rückläufige Bewegung unverkennbar. Sie ergibt sich aus der Angst um die gemeinsame kommunistische Grundlage und der realen Befürchtung, daß der Westen die Risse vergrößern, die einzelnen Partner gegeneinander ausspielen und den Kommunismus mit der eigenen Medizin, der Erzeugung von Uneinigkeit, traktieren könnte.

4. Trotz dieser rückläufigen Bewegung, trotz dieser Unterbrechung kann der Weltkommunismus nicht mehr die alte monolith-artige Geschlossenheit wiedererlangen. Diese Machtkonzentration unter Stalin war einmalig. Weder die unterworfenen Nationen noch die Jugend, die Intellektuellen, die neue Bürokratie lassen sich in den alten Zustand der Unfreiheit und des Elends zurückzwingen, selbst wenn die Geschichte Umwege macht.

#### MUSCHEL

Schließ dich, meine Zwilling-Muschelschale,  
Eng an meinen Muschelrand.  
Unten wuchsen uns dieselben Male  
In die zart gewölbte Wand.

Das Geheimnis, ewig unversehrt,  
Pocht von innen alte Kunde.  
Wenn das Meer, die Erde sich verzehrt,  
Wachst du auf an meinem Munde.

*Erika Burkart*

## David und Goliath

### Zur südafrikanischen Situation

Am Nachmittag des 8. Dezember 1952 versammelte sich am Eingang der Germiston-Location, einer mit Stacheldraht abgeäugten Negerniederlassung bei Johannesburg, eine für Südafrika ungewöhnlich zusammengewürfelte Menschengruppe. Sie bestand aus sieben Weißen, darunter einigen Frauen, und etwa dreißig Indern und schwarzen Eingeborenen. Sie formierten sich zu einem Zug und betraten, ohne die dafür nötige Polizeierlaubnis, die Ansiedlung. An der Spitze dieser seltsamen Demonstration humpelte langsam auf Krücken (infolge eines Autounfalles) ein jugendlich aussehender weißer Mann, neben ihm ein kleiner bebrillter Inder, der wie ein Hochschulprofessor wirkte. An eine der Krücken war ein Fähnchen gebunden in den Farben des „African National Congress“, einer politischen Vertretung, die sich die große Mehrheit der farbigen Bevölkerung des Landes vor Jahren selbst gegeben hatte. Dieses dreifarbige Abzeichen — schwarz, grün, gelb — soll dreimal symbolisch die Forderungen der Freiheit darstellen: Schwarz für das Volk, Grün das Land und Gelb sein natürlicher Reichtum — das Gold.

Der Demonstrationzug blieb etwa in der Mitte dieser staubigen Vorstadt auf einem kleinen Platz stehen; eine fast tausend Menschen zählende Menge hatte sich inzwischen angesammelt, um dieses ungewöhnliche Schauspiel anzusehen.

Der Mann mit den Krücken wandte sich zur Menge, um einige Worte an sie zu richten. Er sprach im Sesuto-Dialekt, der von den Eingeborenen des Basutolandes gesprochen wird und den er anscheinend perfekt beherrschte. Seine Ansprache war kurz und einfach: „Heute sind hier die verschiedensten Südafrikaner unter uns. Sie sind zu euch in Liebe und Frieden gekommen. Tut, was ihr tun müßt, ohne Gewalt anzuwenden und im Geist der Nächstenliebe. Mayibuye! Afrika! Komme zurück, Afrika! (Zurückkommen sollen die alten Tage der Freiheit, bevor die Weißen kamen). Worauf die Menge als Gruß und Antwort den Ausruf wiederholte: Afrika!

Zum Eingang zurückgekehrt wurden die Demonstranten von der schon wartenden Polizei in Empfang genommen, verhört und verhaftet, auf die bereitstehenden Polizeiwagen geladen und ins Gefängnis gebracht.

Die Absicht dieser Kundgebung war allerdings erreicht. Vor Monaten hatte der „African National Congress“ beschlossen, gegen eine Reihe neuer Gesetze der Regierung zu protestieren. Die 1912 gegründete Organisation war damals bestrebt, im gesetzlichen Rahmen der neugeschaffenen „Union of South Africa“ die wenigen Rechte der Eingeborenen zu schützen und wenn möglich zu erweitern. Zweimal, 1914 und 1919, hatte der „Congress“ Abordnungen nach England geschickt. Aber London war nicht bereit — sicherlich nicht der Eingeborenen-Probleme wegen — sich in die inneren Angelegenheiten der Union einzumischen.



Als 1936 die in der Kap-Provinz lebenden Eingeborenen das durch die Verfassung garantierte Wahlrecht wieder verloren, als dann weiter im letzten Krieg die gegebenen Versprechungen später nicht gehalten wurden, verloren die Schwarzen die Geduld und die Hoffnung, noch irgend etwas vom weißen Mann erwarten zu können. Der „Congress“ wurde antiweiß.

Im Jahre 1948 errang Malans Nationalistische Partei ihren Wahlsieg. Die Antwort in dem Lager der Eingeborenen war die Proklamation eines schwarzen Nationalismus. Im sogenannten „Congress-Parlament“ wurden die gemäßigten Elemente durch eine radikalere Gruppe verdrängt. Doch bald erhielt diese durch die neue Regierungspolitik einen Verbündeten, der sie veranlaßte, ihre politische Taktik zu ändern.

Die indische Bevölkerungsgruppe war nach 1950 durch ein Ansiedlungsgesetz („Group Areas Act“) gezwungen, nur in bestimmten, von der Regierung angewiesenen Teilen des Landes zu wohnen und dort ihren Berufen nachzugehen. Die politische Vertretung der Inder beschloß, sich dem „African National Congress“ anzuschließen. Zum ersten Male standen Inder und Eingeborene in einer gemeinsamen Front. Die indische Gruppe brachte einen zwar unsichtbaren, in seiner Wirkung aber bald fühlbaren Alliierten mit sich, nämlich das neue unabhängige Indien. Der „Congress“ beschloß, auf die Regierungsmaßnahmen mit der neuen Taktik, der „passiven Resistenz“, zu antworten. (Es sollten Gesetzesübertretungen ohne Aggression durchgeführt, Verbote mißachtet, also ein Herausforderungsfeldzug („defiance campaign“) organisiert werden). Hier und dort begannen kleine Gruppen Bahnhofseingänge und Eisenbahnwagen zu betreten, die „for Europeans only“ bestimmt waren. Ohne die dafür notwendigen permits (Erlaubnisscheine) zu haben, gingen Inder und Afrikaner in die Eingeborenenviertel — und ließen sich einfach verhaften. Die nur für Farbige bestimmte Polizeistunde wurde überschritten. In kleinen Kolonnen marschierten sie die Straßen entlang und ließen sich widerstandslos abführen. Die Johannesburg-Zeitung „The Star“ bemerkte mit leichter Ironie dazu, daß 7,5 Millionen Nicht-Europäer bereit seien, ins Gefängnis zu gehen. Niemand hätte eine solche Sicherheit und Disziplin von der eingeborenen Bevölkerung erwartet.

Noch fehlte aber dieser Bewegung, sollte sie nicht nur zu einer einseitigen Kundgebung der farbigen Rassen werden, die Zustimmung und Anteilnahme europäischer Gruppen; eine demonstrative Beteiligung von Weißen mußte diesen Strom erweitern, die Dämme der gegenseitigen Rassenurteile eindrücken. Deshalb wurde, um ein sichtbares Beispiel zu geben, die am Anfang geschilderte Aktion in Germiston durchgeführt. Jetzt brachten nicht nur die südafrikanischen Zeitungen, sondern vor allem die Überseepresse diese sensationelle Neuigkeit: ein Sohn des früheren Generalgouverneurs von Südafrika, des 1943 verstorbenen Sir Patrick Duncan, der in dieser Eigenschaft die englische (und südafrikanische) Krone repräsentierte, war verhaftet worden; mit ihm seine Frau, die Tochter eines Direktors der Bank von England, und mit den beiden der Inder Manila Gandhi, ein Sohn des Mahatmas, der zwölf Jahre seines Lebens in Südafrika verbracht hatte.

Vor Gericht lautete die seltsame Anklage nicht, daß die Übeltäter selbst das Gesetz übertreten, sondern daß sie die Eingeborenen veranlaßt hätten, es zu brechen. Selbst im Strafmaß wurde die Rasseschranke peinlichst ge-

wahrt: Gandhi erhielt eine Geldstrafe von 50 Pfund oder 50 Tage Gefängnis, Duncans „Verbrechen“ wurde als das eines Weißen schwerwiegender eingeschätzt, er erhielt eine Strafe von 100 Pfund oder 100 Tagen Haft. Beide entschieden sich demonstrativ für das Gefängnis. —

Die April-Wahlen des Jahres 1953 brachten den Nationalisten eine überwiegende Parlamentsmehrheit, die von der Regierung zum Anlaß genommen wurde, nun auch den Senat mit ihren Anhängern zu beschicken. Ungeachtet der Proteste der Opposition konnten sie daran gehen, ihre politischen Ziele durchzuführen.

Jahrelang hatte der afrikanische Nationalismus General Smuts und seine Partei beschuldigt, ein Werkzeug des britisch-ausländischen Minenkapitals zu sein. Zweifellos wird die „United Party“, die heute hauptsächlich die parlamentarische Opposition repräsentiert, von den Gesellschaften der Industrie und des Bergbaus finanziert, obwohl fast alle führenden Politiker dieser „englischen Partei“ aus den alten Burenfamilien des Landes stammen.

Die Nationalistische Partei erhält ihren geistigen und politischen Impuls von einer Geheimgesellschaft, die gegründet wurde, um die nationale Erneuerung des Burenvolkes vorzubereiten. Dieser mysteriöse „Broederbund“ tritt für eine „Christliche Nationalistische Calvinistische Afrikaner-Republik“ ein. Obwohl er in seinem Aufbau und in einigen Gewohnheiten den Freimaurer-Logen ähnlich ist, hassen seine Mitglieder nicht nur die Freimaurer, sondern auch England, die Katholiken und die Juden. Unnötig zu sagen, daß sie gegen die Schwarzen sind. Ihre 3 500 Mitglieder sind gleichzeitig auch Anhänger der „Dutch Reformed Church“, der einflußreichsten Organisation neben dem „Broederbund“. Obwohl die Existenz des Broederbundes geheim gehalten wird, gehören ihm auch, wie jedermann weiß, fast alle Mitglieder der gegenwärtigen Regierung an, so daß diese Geheimgesellschaft gleichzeitig die Nationalistische Partei führt und durch sie das Land regiert . . .

Ende November 1953 zog sich der führende „old great man“ der Partei, Dr. Daniel F. Malan, aus dem politischen Leben zurück. Eigentlich wollte Malan als seinen Nachfolger einen Mann seiner Schule. Aber, wie in seiner Regierungspolitik, so konnte er sich auch in seiner eigenen Partei nicht mehr durchsetzen. Als der Stärkere erwies sich Johannes Gerhardus Strijdon, genannt „Der Löwe vom Waterberg“, der zwar im Kabinett Malans nur Landwirtschaftsminister war, aber den Partei-Apparat beherrschte und diesen zu seinen Gunsten zu dirigieren verstand.

Obwohl Strijdon, wie viele führende Politiker Südafrikas, aus dem Kap-Land stammt, vertritt er im Parlament das Städtchen Waterberg im Nylstroom-District des nördlichen Transvaal. Isoliert von der Welt, wie jene Gegend, sind die Ideen des neuen Ministerpräsidenten, und nur aus dieser afrikanischen Mentalität zu verstehen. Kurz bevor er sein Amt antrat, reiste er — zum ersten Male in seinem Leben — nach Europa. Bei der letzten Commonwealth-Zusammenkunft in London ließ er sich lieber von dem weltgewandteren Eric Louw vertreten, der in seinem Kabinett das Außenministerium innehat. Er entging auch damit der lästigen Pflicht, mit den farbigen Vertretern Asiens und Afrikas an einem Tisch zu sitzen. Sein politisches Temperament entfaltet sich in der Arena der Versammlungen oder in der Parlamentsdebatte. Hier verwandelt er sich zu einem fanatischen



Herold eines insular anmutenden Nationalismus, der aus den Traditionen und Gefühlen einer calvinistischen Mission in Afrika gespeist wird und — nicht zu vergessen — immer noch aus den Ressentiments des verlorenen Krieges gegen England. Die brennende Eingeborenfrage soll auf eine einfache Formel gebracht werden: Der weiße Mann vertritt den Standpunkt der „baaskap“; er ist der von der Natur eingesetzte Herr im Hause, und alle anderen müssen gehorchen, denn so ist es auch von Gott gewollt . . .

Seit Jahren reagiert die Opposition auf diese Politik der Rassentrennung und Bevormundung mit untauglichen Mitteln. Noch bei den letzten Wahlen 1953 erhielt sie 770 000 Stimmen, während die siegreichen „Nats“ nur 660 000 aufzählen konnten. Es kam darauf an, entschlossen vorwärts zu gehen, die Fehler der Vergangenheit klar auszusprechen, um sie auf diese Weise zu überwinden, und sich ein neues Programm zu geben, gleichgültig ob ein Teil der Wähler damit einverstanden war oder nicht. Statt dessen wurde versucht einen Mittelweg zu gehen, um vor allem die auseinanderstrebenden Elemente des konservativen und liberalen Flügels unter einem Parteidach zu halten.

Die erste Absplitterung kam, als sechs Parlamentarier die Opposition verließen, um sich zu einer Nationalen Konservativen Partei zu vereinigen. Sie fanden damit allerdings bei den Wählern keinen Anklang, so daß die Gruppe bald auseinanderfiel. Um eine Stagnation oder gar einen Rückgang des politischen Einflusses zu verhindern, wurde die Führung der „Vereinigten Partei“ ausgewechselt; wieder kam ein populärer Mann des Südens an die Spitze — Sir de Villiers Graaf, ein Anwalt, Farmer, Soldat und Sportsmann — in dieser Kombination ein idealer Südafrikaner.

In dieser Situation des Rückzuges, der Verwirrung und Passivität bildete sich die „Liberal Party of South Africa“. Ihr Programm verlangt, um es kurz zu fassen, die Schaffung gesellschaftlicher Bedingungen, die ein Zusammenleben der Weißen und Schwarzen ermöglichen soll.

Der Liberalismus in Südafrika ist nicht eine neue Theorie, sondern hat eine über hundertjährige Geschichte, seit er sich in der englischen Kap-Kolonie für die Aufhebung der Sklaverei einsetzte oder für eine Gerichtsbarkeit eintrat, vor der alle Rassen gleich sind.

Sollte sich die liberale Idee im südlichen Afrika durchsetzen, so würde das umwälzende Folgen für den ganzen Kontinent haben. Der amerikanische Journalist John Gunther bemerkt in seinem Buch „Inside Africa“ mit Recht: „Vielleicht wird einmal nicht die Regierung Strijdon, aber die Gründung der Liberalen Partei im geschichtlichen Gedächtnis bleiben“ und fährt fort, „daß noch die besten Liberalen Südafrikas bürischer Herkunft sind.“

Zu den Gründern dieser noch sehr kleinen Partei gehören zwei Schriftsteller: Leo Marquard, der mehrere Bücher über die Geschichte des Landes geschrieben hat, und Allan Paton, auch in Deutschland bekannt durch seinen Roman „Denn sie sollen getröstet werden“ (Cry the beloved country). Das Buch war ein Welterfolg und wurde auch verfilmt. Allan Paton kommt aus dem Staatsdienst, er widmete sich meist pädagogischen Aufgaben, aber jetzt der politischen Aktivität. Er ist Parteivorsitzender; ein zutiefst religiöser Mensch, dessen ethisches Pathos echt und prophetisch klingt, auch wenn es sich um politische Probleme handelt: eine Zeit wird kommen, in welcher

jeder Mensch zu tun hat, was er für richtig hält ohne Rücksicht auf die Konsequenzen. Vielleicht wird unsere Entwicklung langsam sein, aber einmal muß damit begonnen werden.

Zwei weitere Persönlichkeiten sind das Ehepaar Ballinger, die auch zur Parteiexekutive gehören. Mr. W. G. Ballinger ist aus der schottischen Gewerkschaftsbewegung hervorgegangen. Er wurde 1928 nach Südafrika geschickt, um der damaligen „Industrial and Commercial Workers Union“ (ICU), einer Eingeborenengewerkschaft, als Berater zur Seite zu stehen. Als einer der vier Repräsentanten der farbigen Bevölkerung 1948 in den Senat gewählt, hat er diesen Sitz bis heute gehalten.

Das südafrikanische Parlament hat in Mrs. Margaret Ballinger eine hervorragende Abgeordnete. Sie kommt aus Glasgow, verlebte ihre Schulzeit in Südafrika und lehrte Geschichte an der „Witswatersrand University“ von Johannesburg; seit 1938 vertritt sie die meist aus Mischlingen bestehende Bevölkerung der östlichen Kap-Provinz. Diese ungewöhnliche Frau ist eine kenntnisreiche Rednerin deren politische Devise sich in einem von ihr geprägten Satz zusammenfassen läßt: Jede Politik in der Südafrikanischen Union ist Eingeborenen-Politik.

Der Organisator dieser entschlossenen Phalanx ist Patrick Duncan; der David mit der Schleuder in der Hand, der den Stein abschnellt, um den Riesen Nationalismus zu treffen. — Sein Vater war der erste „General-Gouverneur“, der als geborener Südafrikaner diesen Posten bekleidete. Von mütterlicher Seite ist Duncan deutscher Herkunft, seine Vorfahren kamen 1860 ins Land. Er durchlief den typischen Weg eines höheren englischen Beamten. Erst die Schule in Südafrika, dann in der Schweiz und England, dann Universitätsjahre in Oxford. Er arbeitete einige Jahre im Basutoland, einem Protektorat der britischen Krone, und gab den Kolonialdienst 1952 auf, um als Farmer und Buchhändler zu leben und am politischen Kampf teilzunehmen.

Ronald M. Segal, ein junger Mann in den zwanziger Jahren, ist der Herausgeber von „Africa South“, einer Zeitschrift, die alle drei Monate in Capetown erscheint. Sie zeichnet sich durch ein hohes Niveau und mutig geschriebene Aufsätze aus. In einem dieser Hefte erklärt Patrick Duncan seine politische Philosophie, die Taktik des passiven Widerstandes:

„Noch 1853, also vor hundert Jahren, hatten die Schwarzen der Kap-Kolonie, die ein Jahreseinkommen von 50 Pfund nachweisen konnten, das Wahlrecht. Aber die Farbigen vermehren sich, und so wird alle vierzig Jahre ihr Wahlrecht mehr und mehr eingeschränkt. Kein Wunder, wenn ihnen das Parlament heute nichts mehr sagt und von dieser Vertretung der weißen Minorität für sie nichts zu erhoffen ist. —

Die Menschen sind mit dem Gefühl der Loyalität gegenüber dem Staate aufgewachsen, aber dieses Gefühl kann schnell zerstört werden, wenn eine Enttäuschung nach der anderen zur völligen Ablehnung einer Vertretung führen muß, die vier Fünftel der Bevölkerung ausschließt. In dieser Hoffnungslosigkeit scheint der Weg Gandhis gut und brauchbar zu sein, ein Mann, von dem Einstein sagte, daß erst kommende Generationen erkennen werden, *welch* ein Mensch in ihm einmal über die Erde gewandelt ist. — Wer kann bezweifeln, daß Südafrika, wenn die weiße Minorität einmal das



Land verlassen wird, eine schwere wirtschaftliche Krise durchzustehen haben wird. Die Afrikaner werden mit der zerstörten Ausrüstung einer hochindustriellen Gesellschaft zurückbleiben, ohne die technischen Kenntnisse zu haben, sich ihrer zu bedienen. So werden sie dann ärmer sein, als sie heute sind.

Darum laßt uns realistisch denken und zusammen eine Gesellschaft der Rassenharmonie aufbauen, unsere Herzen öffnen unter dem Einfluß eines wahren Patriotismus!“ —

Es bestehen zwei Schulen des Liberalismus in Südafrika. Eine Organisation wie „South Africa Race Relation“ hat zweifellos viel beigetragen, Vorurteile zu zerstreuen und mehr Verständnis und Gerechtigkeit für die Sache der Eingeborenen zu wecken; auch die Tätigkeit der Missionen und Wohlfahrtskomitees ist nicht zu unterschätzen, die in den noch zu entwickelnden agrarischen Gebieten und in den Slums der Vorstädte die übelsten Mißstände zu mildern versuchen.

Durch praktische Politik will die andere Seite des Liberalismus wirken. Durch ihre kompromißlose Haltung haben der Reverend Michael Scott und der jetzt nach England zurückgekehrte Pater Trevor Huddleston sich internationalen Ruf verschafft. Michael Scott hat vor der UNO die besondere Lage der Eingeborenen in Südwestafrika zur Sprache gebracht, und Trevor Huddleston wird für lange Zeit bei den Eingeborenen in guter Erinnerung bleiben. Heute sind es Rev. R. A. Reeves, Bischof von Johannesburg, und Leo Lovell, Parlamentsvertreter der Arbeiter-Partei, die sich sehr ausgesprochen gegen die fortwährenden gesetzlichen Verschlechterungen der Lage der farbigen Bevölkerung einsetzen und ihr entgegenzuwirken versuchen.

Im Dezember vorigen Jahres wurden 156 schwarze und weiße Personen durch eine überraschende Polizeiaktion verhaftet und unter die Anklage des Hochverrats gestellt. Die gerichtlichen Vernehmungen, die seit Monaten laufen und heute noch fortgeführt werden, haben den größten Teil der Angeklagten um ihre Arbeitsplätze gebracht, so daß eine Hilfsaktion für sie organisiert werden mußte.

Während der farbige Mann in seiner politischen Tätigkeit ein Held oder Märtyrer seiner Rasse ist und damit auf ihre Sympathie und Hilfe rechnen kann, steht der Weiße allein, wenn er für liberale Ideen eintritt. Er hat 99 % der Europäer gegen sich. Durch Polizeimaßnahmen in seiner Aktivität überwacht, wird er diffamiert, in den Listen der verdächtigen Personen geführt, es ist ihm verboten, an politischen Versammlungen teilzunehmen oder in gewerkschaftlichen und kulturellen Organisationen zu arbeiten. Aber weit mehr trifft ihn der gesellschaftliche Bann, da er als „Roter“ oder „commy“ das Leben eines Außenseiters zu führen hat.

Trotzdem haben einige Vorkommnisse in der letzten Zeit die ungewöhnliche Solidarität zwischen Weißen und Eingeborenen demonstriert.

In Pietermaritzburg (Natal) führten Frauen beider Rassen eine „stille Demonstration“ durch, die sich gegen die Einführung des Paßzwanges für schwarze Frauen wandte, wobei 623 Demonstranten verhaftet wurden, der größte Massenarrest in der Polizeigeschichte des Landes. Europäische und nicht-europäische Studenten der Universitäten von Johannesburg und Capetown, sowie der Eingeborenen-Universität Fort Hare führten ebenfalls „stille Demonstrationen“ durch, um gegen die Absicht der Regierung zu

protestieren, die „Apartheid“ (Rassentrennung) auf den Universitäten einzuführen.

Schon zeichnen sich die kommenden Parlamentswahlen für 1958 ab. Die Opposition wird alle Anstrengungen machen müssen, gegenüber dem vordringenden Nationalismus ihre wichtigsten Sitze in den Städten zu halten.

Neu und ungewöhnlich wird die Haltung der entschiedenen Liberalen sein, einer Vereinigung von meist jüngeren Menschen, die etwa 1 700 Parteimitglieder zählt. Auf ihrer Fahne steht eine neue Parole, nämlich, daß die politischen Entscheidungen des Landes von der weißen Gruppe *allein* nicht mehr durchgeführt werden können . . .

Damit haben sie sich dem Ruf des „African Congress“ angeschlossen, der in seiner Bloemfontein-Grundsatzerklärung vom Oktober 1956 Ähnliches ausspricht: „Wir rufen alle Südafrikaner, welche die Gefahren und Folgen der ‚Apartheid‘ erkennen und fordern sie auf, mit uns positive Schritte zu unternehmen, um die Farbenschanke auch bei ihren Rassengruppen niederzureißen. Weiterhin betonen wir, daß die christlichen und demokratischen Anschauungen das gesamte Volk von Südafrika veranlassen müssen, bald zu der Frage Stellung zu nehmen, ob die abgesonderte eigene Entwicklung jeder Rasse für unser Land förderlich und notwendig ist.“

So werden zum ersten Mal Schwarze und Weiße in Südafrika eine gemeinsame politische Front bilden.

#### VOR EINEM ALTEN FRESKO

Die Zeit blättert  
am braunvioletten Gewand  
des Heiligen  
und aus seinen Händen fällt  
das erloschene Spruchband  
Heilige haben ferne Gesichter  
Wir sind geblieben  
vor dem unlesbaren Zeichen und Bild  
der alten Wand  
blind zu schauen  
und blutig gerissen  
vom Angelhaken Gottes

*Barbara Brendler*



## Reform an Haupt und Gliedern?

### Die Situation der Sozialdemokratie nach den Wahlen

Wir setzen mit diesem Beitrag die Reihe der Beiträge über die Parteien fort, in der wir zuletzt (D. R. 8/1957) einen Aufsatz über Probleme der CDU/CSU gebracht haben. Das Schicksal der Opposition ist für die deutsche Demokratie so entscheidend wie das der Regierungsparteien.

D. R.

Wenige Monate trennen uns jetzt von jenem Septembersonntag, an dem sich die Mehrheit der Westdeutschen für weitere vier Jahre auf den Kurs der bisherigen Bundesregierung festlegte. Das Resultat der Bundestagswahlen hat den Sozialdemokraten zwar zu der Sperrminorität im Dritten Deutschen Bundestag verholfen, so daß Änderungen des Grundgesetzes ohne ihre Zustimmung nicht möglich sind. Dennoch hat es wenig Sinn, an dem Ergebnis so oder so herumzurechnen: die SPD hat das entscheidende Ziel ihres Wahlkampfes nicht erreicht, die Alleinherrschaft der CDU/CSU zu brechen oder gar selbst eine regierungsfähige Mehrheit zustande zu bringen. Sie hat die Bundestagswahl verloren.

#### Rückblick auf den Wahlkampf

Diese Tatsache wird nicht aus der Welt geschafft werden können, indem man nach den Gründen für den Wahlausgang sucht. Dies zu tun, ist aber aus einer anderen Überlegung heraus notwendig. Der dem 15. September 1957 vorausgegangene Wahlkampf unterschied sich in mancher Hinsicht von ähnlichen Wahlfeldzügen der Weimarer Zeit oder auch der Jahre 1949 und 1953. Wir haben zum ersten Mal einen großangelegten Versuch erlebt, das Denkvermögen der Menschen durch eine Manipulation der Seelen zu ersetzen. Die amerikanische Verkaufswerbung und ihre Methoden standen Pate vor allem bei der Entwicklung des Wahlkampfstiles der CDU. Man mag sagen, daß die Sozialdemokraten für ihre z. T. handgestrickte Wahlkampfführung die Quittung bekommen hätten und daß sie sich ebenso wie ihre große Konkurrenzpartei an das Gefühl der Menschen statt an ihren Verstand hätten wenden sollen. Mit dieser taktischen Überlegung ist allerdings wenig gesagt über die Konsequenzen, die sich aus einem Stil der politischen Meinungsbildung auf die Dauer für die Demokratie ergeben müssen, der die politische Information der Bevölkerung ersetzt durch eine politische Verkaufswerbung. Auf Sicht muß diese Methode, wenn sie sich in Deutschland durchsetzen sollte, zu einem Wettlauf der Parteien in der Mobilisierung von Gefühlen führen und damit zu einer für die Demokratie gefährlichen Niveauenkung der politischen Auseinandersetzung.

Eine zweite Tatsache verdient festgehalten zu werden. Die Demokratie beruht in ihrer Funktionsfähigkeit auf einer Balance der politischen Machtträger. Das setzt eine Startgleichheit voraus, und dies wiederum bedeutet die Notwendigkeit, eine solche Startgleichheit auch in den materiellen Mitteln

zu erreichen, die den Parteien zur Beeinflussung der Wähler zur Verfügung stehen. Es macht der Sache nach keinen Unterschied, ob man einer Partei verbietet, die Plakatsäulen zu bekleben, oder ob man durch ein eindeutiges Übergewicht an Geld diese Plakatsäulen oder die Anzeigenspalten der Zeitungen allein für sich beanspruchen kann. Ein hoffentlich bald zur Verabschiedung reifes Parteiengesetz muß hier der einseitigen Finanzierung bestimmter Parteien einen Riegel vorschieben. Ob man dabei an die englischen Erfahrungen denkt oder andere Lösungen für besser hält, ist eine Zweckmäßigkeitsfrage.

Schließlich brachte die Wahlauseinandersetzung eine Erfahrung, über die sich manche Beobachter der gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland sehr wundern sollten. Wir erlebten eine Renaissance längst totgeglaubter ideologischer Leitbilder aus der Weimarer Zeit. Dies mag an einem Beispiel illustriert werden. Ich hatte als Wahlkreisbewerber der SPD allen in meinem Wahlkreis erscheinenden Zeitungen meinen Wahlaufuf zur Verfügung gestellt und erhielt von einer überparteilichen Zeitung einen Brief mit der Mitteilung, man könne einen Kandidaten der SPD nicht vorstellen, weil man sich entschlossen habe, lediglich die „bürgerlichen“ und „nationalen“ Kandidaten den Lesern zu präsentieren. Nun mögen sich die Soziologen darüber einig sein, daß der sachliche Aussagegehalt solcher Begriffe wie bürgerlich und national heute keine Unterscheidungsmöglichkeiten zwischen den großen Parteien in Westdeutschland hergibt. Wenn solche Begriffe dennoch in der politischen Meinungsbildung ihre Auferstehung feiern, so deutet das auf eine bewußtseinsmäßige Restauration im sogenannten bürgerlichen Lager hin. In diesen Rahmen gehören auch unübersehbare antisemitische Denkweisen und Argumente, die umso gefährlicher sind, als sie sich in diesem Wahlkampf nicht im Rahmen einer faßbaren politischen Rechtspartei kundtaten, sondern im gesellschaftlichen Hinterland der CDU sichtbar wurden.

Diese drei Erfahrungen aus dem Bundestagswahlkampf gehen nicht allein die Sozialdemokraten an, sondern sie sollten alle demokratischen Kräfte in Deutschland zum Nachdenken darüber veranlassen, ob der mit diesen Faktoren skizzierte Weg weitergegangen werden darf.

### Die „harten“ und die „weichen Wähler“

Die Sozialdemokraten haben sich entschlossen, eine unvoreingenommene Analyse des Wahlergebnisses vorzunehmen, um auf diese Weise herauszufinden, aus welchen Gründen die Mehrheit der deutschen Wähler der CDU und nicht der SPD ihre Stimme gegeben hat. Man kann und soll dieser Analyse nicht vorgreifen, aber dennoch lassen sich schon jetzt einige Beobachtungen festhalten, die für die Einschätzung der Motive der Wähler von Bedeutung gewesen sind.

Ausgeweitet hat sich in den letzten Jahren mit Sicherheit die Gruppe der sogenannten weichen Wähler, die sich bei keiner bestimmten Partei zu Hause fühlen, sondern ihre politischen Entscheidungen von Fall zu Fall aus den verschiedensten Gründen treffen. Für die SPD interessant ist die Tatsache, daß offenbar heute ein wesentlicher Teil der Industriearbeiterschaft in diese Gruppe der weichen Wähler hinübergewechselt ist, so daß die Hausmacht der Sozialdemokraten ein wenig bedroht erscheint. Das hat sicher viele Ur-



sachen, wovon hier nur eine zur Diskussion gestellt werden soll. Die deutschen Gewerkschaften haben durch ihr öffentliches Erscheinungsbild (vielleicht gar nicht aus eigenem Antrieb) den Eindruck erweckt, als ob die Vertretung von Arbeitnehmerinteressen in unpolitischer Art und Weise möglich sei. Pointiert gesagt, haben sie eine Entpolitisierung im Denken der Arbeitnehmer begünstigt, wenn man alles in allem nimmt. Es wird für die SPD und für die Gewerkschaften zu überlegen sein, wie denn auf die Dauer eine Transformation gewerkschaftlicher Ziele in die Politik möglich gemacht werden soll, wenn auf der anderen Seite die Sozialpartner des DGB in einer sehr unsentimentalen Form diese Transformation durch die ihnen verbundene CDU zu leisten imstande und willens sind. Man kann den Grundsatz der Nichteinmischung sozialer Gruppen in die Meinungsbildung der Parteien in organisierter und direkter Form entweder nur für alle „Sozialpartner“ aufstellen oder ihn für alle Beteiligten ignorieren.

Die Sozialdemokraten sollten aus der Zunahme der weichen Wähler endlich und klar erkennbar die Konsequenz ziehen, sich zu einer Volkspartei zu entwickeln. Das bedeutet nicht, jedem alles zu versprechen, sondern gemeint ist damit der Aufbau einer sozialdemokratischen Politik auf einige wesentliche und im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung bleibende Gruppen: vor allem die industrielle Arbeiterschaft im weitesten Sinne, die Landwirtschaft und die Intelligenz. Bei der industriellen Arbeiterschaft handelt es sich dabei um eine Festigung und Erhaltung der Position, bei der Intelligenz um eine Intensivierung der begonnenen Gespräche, die seit dem Münchener Parteitag der SPD zu einem besseren Verstehen und zu guter Zusammenarbeit geführt haben. In der Landwirtschaft jedoch hat die SPD bisher kaum eine Anstrengung gemacht, überzeugende und mit den Belangen der Industriearbeiterschaft vereinbare Lösungen anzubieten. Dies sollte sehr bald nachgeholt werden.

### **Zur Struktur der inneren Organisation der SPD**

Neben der Ausweitung der SPD zu einer Volkspartei wird man mit dem Willen zu wirksamen Entscheidungen die Frage diskutieren müssen, in welcher Form die innere Struktur der SPD den Erfordernissen einer modernen Massenpartei angepaßt werden kann. Man hat den Sozialdemokraten in den letzten Wochen vielfach vorgehalten, daß die „Funktionäre“ sie daran hinderten, den notwendigen Vertrauenscredit bei den unpolitischen Wählern zu bekommen. Nun wäre es unsinnig zu bestreiten, daß eine große Zahl dieser Mitarbeiter der SPD hinter dem politischen Willen ihrer eigenen Partei zurückgeblieben sind und die Argumentation durch eine ideologische Robustheit ersetzen. Das gleiche gilt aber für die vopolitischen Hilfstuppen der CDU, etwa für die Kriegervereine, die Stammtische oder die Neigung betonter Bürger zu einem neudeutschen Plüschmilieu. Im Grunde zeigen sich darin das Unvermögen und die Unlust selbst interessierter Staatsbürger, sich in den differenzierten Fragestellungen der Politik zurechtzufinden und sich eine eigene Meinung zu bilden.

Diese Tatsache ist mit dem Hinweis auf den Funktionär nicht aus der Welt geschafft. Sie zwingt uns vielmehr zu der Überlegung, wie wir das politische Niveau einer nennenswerten Minderheit der Staatsbürger so heben können,

daß sie als Kristallisationskerne einer sachlichen Meinungsbildung zu wirken in der Lage sind. Zweitens ist aus dieser Tatsache zu folgern, daß die Zeit der Grundsatzprogramme für die Meinungsbildung der großen Mehrheit unserer Mitbürger vorbei ist. Wenn die SPD deshalb in den kommenden Monaten ein Grundsatzprogramm erarbeiten will, sollte sie sich darüber im klaren sein, daß der Wert dieses Programms auf die Selbstverständigung der Sozialisten und auf die Schaffung einer besseren Ausgangsbasis für Gespräche mit politischen Partnern oder mit den Kirchen beschränkt bleiben wird. Der Staatsbürger interessiert sich mehr für begrenzte, konkrete und realisierbare Einzelforderungen, die etwa den Inhalt der Regierungspolitik einer Partei für vier Jahre ausmachen. Er will außerdem wissen, welchen Personen er Verantwortung und Macht übertragen soll, und in diesem Punkt muß man der SPD ihre bemerkenswerte Nachlässigkeit zu bedenken geben. Es ist für eine Demokratie nicht gut, wenn sie die politische Meinungsbildung in einem Wahlkampf abstellt auf einen Mann wie Konrad Adenauer. Ebenso wenig überzeugt der Versuch, von seiten der Opposition diese Methode zu kopieren und Erich Ollenhauer mit halber Entschlossenheit als Gegenkandidaten zu präsentieren, ohne zugleich und mit allem Nachdruck eine Führungsmannschaft herauszustellen, die als Team die politische Verantwortung hätte übernehmen sollen. Es bleibt zu hoffen, daß der Parteivorstand der Sozialdemokraten sich ebenso wie die neue Bundestagsfraktion sehr schnell und erkennbar dazu durchringen, eine solche Mannschaft jetzt vorzustellen, damit die Wähler sich im Laufe der nächsten vier Jahre daran gewöhnen können, mit wem sie es zu tun haben. Die Neuwahl der stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden Schmid, Wehner und Erler könnte ein erster Schritt in dieser Richtung sein.

Im Zusammenhang damit steht die Frage einer zweckmäßigen inneren Gliederung der Parteiführung bzw. der parlamentarischen Körperschaften der SPD. Dazu sind eine Reihe von Vorschlägen unterbreitet worden, die alle den gemeinsamen Wunsch erkennen lassen, der Partei eine effektivere politische Führung zu geben und ihre Aktionsfähigkeit zu erhöhen. Im Grunde spiegelt sich in diesen Diskussionen das Dilemma jeder großen Organisation in einer Demokratie, ein Maximum an Wirksamkeit nach außen auf der einen Seite und ein Höchstmaß an innerer Demokratisierung auf der anderen Seite miteinander zu vereinbaren. Für welche Lösung sich die SPD hier auch immer entscheidet, sie wäre gut beraten, wenn sie den freundschaftlichen Ratschlägen mancher Demokraten, die außerhalb der Partei stehen, Beachtung schenken würde. Sicher ist die innere Organisation zunächst und vor allem Angelegenheit der Parteimitglieder, aber eine politische Partei, die verantwortlich die Gestaltung des öffentlichen Lebens anstrebt, kann sich dem Interesse dieser Öffentlichkeit für ihre inneren Angelegenheiten nicht entziehen, sondern sie muß das lebendige Gespräch und die Auseinandersetzung um die besten Wege von sich aus suchen.

### **Folgerungen für die Politik der SPD**

Ein überzeugendes öffentliches Erscheinungsbild der SPD hängt jedoch nicht allein ab von der Nominierung einer Führungsmannschaft und einem sachgerechten organisatorischen und politischen Aufbau. In einigen Bereichen



der sozialdemokratischen Politik bedarf es außerdem einer Verdeutlichung dessen, was die Sozialdemokratische Partei meint.

In der Wirtschaftspolitik haben sich die Sozialdemokraten von ihren ursprünglichen Ideen der Verstaatlichung abgewandt und vertreten heute eine Politik der öffentlichen Kontrolle mit dem Argument, das Primat der Politik gegenüber partikularen Interessen auch in der Wirtschaft durchsetzen zu wollen. Es ist aber die Frage, in welcher Form sich die SPD eine solche öffentliche Kontrolle denkt, wie sie sie beispielsweise mit einer ausgedehnten Mitbestimmung verbinden will oder wie sie sich zur Politik einer breiten Streuung von Privateigentum an Produktionsmitteln stellt. Das sind nur einige Fragen, die zwar in den letzten Jahren lebhaft diskutiert wurden, deren schlüssige Beantwortung in der Programmatik der Partei jedoch noch aussteht.

Eine wünschenswerte Klarheit ist auch in der Sicherheitspolitik der SPD zu schaffen. Der Wähler mußte den Eindruck gewinnen, daß sich die militärische Zielsetzung der SPD auf die Abschaffung der Wehrpflicht und den Kampf gegen die Atompolitik der Bundesregierung konzentrierte und beschränke. Die Tatsache, daß wir eine Bundeswehr haben, blieb in der Argumentation der SPD in den meisten Stellungnahmen ausgespart. Demgegenüber sollte man sich dazu entschließen, eine milizähnliche oder auf der Grundlage von Freiwilligen ruhende kleine Berufsarmee zu fordern, um auf diese Weise die Glaubwürdigkeit der Militärpolitik der SPD nach beiden Seiten zu unterstreichen. Sicherheit durch Soldaten, die Lieblingsvorstellung der meisten Deutschen, kann man heute nur noch für den Fall einer recht unwahrscheinlichen innenpolitischen Auseinandersetzung mit den Streitkräften der Ostzone erreichen. Um Ulbricht und seine Leute vor unüberlegten Aktionen zu warnen, ist deshalb der Aufbau einer solchen begrenzten Streitmacht richtig und notwendig. Nach der anderen Seite aber sollte die atomare Aufrüstung, für die sich die Bundesregierung die Hände freigehalten hat, das Ziel konzentrierter Angriffe der Sozialdemokraten bleiben. Ihre Argumentation gegen eine solche Atompolitik wird umso wirksamer sein, je klarer sie das auszudrücken vermögen, was sie mit einem kollektiven Sicherheitssystem auch für die militärische Sicherheit Deutschlands erreichen können.

Schließlich wird sich die Sozialdemokratische Partei mit der Tatsache auseinanderzusetzen müssen, daß die Bundesregierung in der Richtung einer Wiedervereinigung vermutlich nichts tun wird, daß die meisten Deutschen an dieser Frage desinteressiert sind und daß die SPD nach vier Jahren im Falle der Bildung der nächsten Bundesregierung eine wahrscheinlich außerordentlich verhärtete Situation für Verhandlungen um die Wiedervereinigung vorfinden wird. Kritische Beobachter neigen zu der Meinung, die CDU treibe keine Wiedervereinigungspolitik, während die Politik der SPD in dieser Frage zwar richtig, aber nicht realisierbar sei. Zu klären ist hier vor allem die Frage, welchen (möglicherweise international zu fixierenden) Kaufpreis man der Sowjetzone anbieten kann, um ihre Zustimmung zu einer Wiedervereinigung unter für uns akzeptablen Bedingungen zu erreichen. Sorgfältig beobachten muß man außerdem die Entwicklung in Polen und auch in der UdSSR, soweit es um eine ideologische Neuorientierung dieser Länder und

ihrer politischen Führungsgruppen geht. Hier sei nur an das Dezentralisierungsprogramm in der sowjetischen Wirtschaft, an einige sehr beachtliche Romane in der sowjetischen Literatur und vor allem an das Bestreben erinnert, in Polen eine neue Form des „humanen Sozialismus“ zu entwickeln. Möglicherweise ergeben sich durch eine aktive und elastische Ostpolitik Ansatzpunkte, um den letzten Stalinisten, die sich heute in der Ostzone noch behaupten, eine bessere Ausgangsposition für Verhandlungen um die Wiedervereinigung entgegenzusetzen. Einer behutsamen Pflege der Beziehungen zu den Völkern Asiens und Afrikas kommt dabei große Bedeutung zu, da sich eine Regelung der Wiedervereinigungsfrage vermutlich nur im Zusammenwirken mit diesen Völkern im Rahmen der UNO wird erreichen lassen.

Die Klärung und Verdeutlichung der sozialdemokratischen Politik in den skizzierten Fragen wird eine Voraussetzung sein für eine wirksame Führung der Opposition in den kommenden Jahren. Diese Klärung wird gleichzeitig eine bessere Grundlage schaffen für eine inhaltlich bestimmte Ausweitung der Opposition über die Sozialdemokratische Partei hinaus. Die Sozialdemokraten sollten den Versuch machen, ihre Opposition in den wesentlichen Fragen der deutschen Politik von vornherein mit gleichgerichteten Bestrebungen anderer Gruppen zu synchronisieren, insbesondere mit den Freien Demokraten und einigen anderen kleineren politischen Parteien. Das zu tun, ist umso wichtiger, als der Zug zum Zwei-Parteien-System sich bei dieser Bundestagswahl verstärkt durchgesetzt hat, so daß den Sozialdemokraten alles daran gelegen sein muß, die politische Zusammenarbeit mit anderen oppositionellen Gruppen aus aktuellen politischen und aus langfristigen Erwägungen zu intensivieren. Die Tendenz zur Konzentration der politischen Kräfte auf zwei Parteien wird der SPD außerdem ein Anlaß sein müssen, schon jetzt für die nächste Wahlentscheidung in der Bundesrepublik die Bereitschaft und den Willen erkennen zu lassen, nach den nächsten Bundestagswahlen nicht nur die Alleinherrschaft der CDU/CSU zu brechen, sondern ihrerseits die Verantwortung für die Führung der deutschen Politik zu übernehmen. Dieser Wille zur Verantwortung und zur Macht wird nicht zuletzt mitentscheidend für die Bereitschaft einer Mehrheit der deutschen Wähler sein, der SPD in vier Jahren das notwendige Maß an Vertrauen zu geben.



## Deutsche Historiker

Der vor kurzem verstorbene Germanist *Friedrich Sell*, der die letzten Jahre seines Lebens in den Vereinigten Staaten lehrte, hat vor wenigen Jahren in Deutschland ein Buch veröffentlicht, das den Titel trug „*Die Tragödie des deutschen Liberalismus*“. Das Buch hätte auch heißen können „*Der Abfall des deutschen Liberalismus*“. Tragödie bedeutet schuldlose Verstrickung in übergreifende vom Schicksal verhängte Zusammenhänge. Im Falle der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Liberalen war es keine Verstrickung, sondern eine bewußte Entscheidung, die den Übergang vom Liberalismus zu einem machtsstaatlichen Nationalismus herbeiführte.

Dies wird besonders klar beim Studium derjenigen deutschen liberalen Historiker, die für das Denken der gebildeten deutschen Kreise im neunzehnten Jahrhundert maßgebend geworden sind und die bis zur Machtergreifung Hitlers entscheidend fortgewirkt haben. In der letzten Zeit sind einige wertvolle Untersuchungen des geistigen Werdeganges dieser Männer erschienen. *Wolfgang Hock* hat in seinem „*Liberales Denken im Zeitalter der Paulskirche*“ (Münster i. W. 1957, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 177 S.) die philosophischen und die politischen Anschauungen und Zielsetzungen hervorragender Repräsentanten der liberalen Generation von 1848 untersucht. Im Mittelpunkt seiner Darstellung steht der Historiker Johann Gustav Droysen. Das Buch, das aus einer Dissertation der Schule Professor Kurt von Raumers hervorgegangen ist, ist ein gutes Beispiel sorgfältiger geistesgeschichtlicher Analyse. Es kommt zu dem Schluß, der wahrscheinlich wenige Leser überraschen wird, daß der deutsche Liberalismus in seiner Hauptströmung schon damals, zur Zeit der Frankfurter Nationalversammlung, kaum etwas gemein hatte mit dem, was man im Westen unter Liberalismus versteht. Von einer Abgrenzung gegen Staatsmacht, von einer Betonung individueller Rechte, von einem universalen und humanitären Gesichtskreis ist wenig zu spüren. Obwohl diese Liberalen für Konstitutionalismus eintraten, wurde auch dieser an dem höchsten Kriterium, dem der Staatsmacht, gemessen. Dr. Hock arbeitet diese grundsätzliche Verschiebung in dem letzten Kapitel seines Buches ausgezeichnet heraus und betont die „Umkehrung der sittlich-politischen Vorzeichen“, die damit Hand in Hand ging. Diese Umkehrung vollzog sich aber, und das war das Gefährliche in ihr für die Bildung des deutschen Volkes, im Namen eines höheren moralischen Idealismus. In seinem Namen fanden die Liberalen den höchsten Lebenswert auf dem Felde der nationalen Politik, einer national bedingten und beschränkten Politik. Darin standen sie im schärfsten, ihnen auch völlig bewußten, Gegensatz zu Goethe und dem deutschen klassischen Humanismus. Als ein Bekannter Preußen mit Weimar vertauschte, schrieb ihm Droysen empört, wie könne man einen großen Staat verlassen, um „in diese ästhetische Altjungfer-Stubenluft“ sich zu begeben?

Der Schritt von der Enge Weimars in die große Räumlichkeit Preußens war aber keinesfalls ein Übergang zu größerer geistiger Weite. Kaum etwas ist so erschreckend und betrübend wie die Verengung des geistigen Horizontes der führenden deutschen Schichten knapp zwanzig Jahre nach Goethes Tod. Wenn immer sie von Verfassung sprechen, muß es eine Verfassung sein, die „dem ureigensten Geiste des Volkes“ entspringt und entspricht, ohne daß man historisch fassen kann, was dieser Volksgeist ist, und da ebenso leicht wie die Slavophilen in mythische Wunschträume gerät. Merkwürdigerweise sieht Dr. Hock hier in Droysens Auffassungen „eine sehr bedeutsame Erweiterung und Bereicherung der liberalen Gedanken.“

Droysen und seine Generation erkennen im freien Gewissen noch einen hohen Wert. Aber mit Recht betont Hock, daß diese Unabhängigkeit des Gewissens „gleichsam nur theoretisch besteht“. Der westliche Liberalismus, der Garantien für die Freiheit des einzelnen Menschen und Einzelgewissens gegen die Kollektivmächte verlangt, wird scharf abgelehnt, denn die Persönlichkeit kann sich nur *durch den Staat* zur Freiheit erheben. Die Hingabe an den Staat, die Staats- oder Volksfrömmigkeit, bezeichnet Droysen als die „königliche Vollfreiheit des sittlichen Menschen“. Der Einzelne, so schrieb Droysen in seiner „Historik“, sei „in seinem Gewissen völlig sicher, wenn er sich der höheren Pflicht fügt; er fühlt sich über sein kleines individuelles Ich erhoben und wie mit einem höheren Recht geadelt, wenn er im Dienst dieses höheren allgemeinen Interesses mit voller Kraft und Hingebung handelt.“ Dieses höhere „allgemeine“ Interesse war durchaus nicht zu allgemein. Es war das Interesse des preußischen und später des preußisch-deutschen Machtstaates.

Interessant ist es, an Hand von Hocks verständnisvoller Analyse die Entwicklung zu verfolgen, die sich in der Haltung dieser Liberalen dem so eindeutig antiliberalen Bismarck gegenüber vollzieht. Bei Droysen geht diese Entwicklung parallel zu der in seinem Verhältnis zu Friedrich II. Beiden stand er ursprünglich recht kritisch gegenüber. Schließlich gelangte er zu immer enthusiastischerem Urteil über die zwei Männer, in denen er seine Idealvorstellung vom Wesen des Staatsmännischen verwirklicht sah. Diese Haltung war aber schon 1848 vorgebildet. Das zeigte sich in dem Verhalten in der Schleswig-Holsteinischen Frage. Hock spricht hier davon, daß der Liberalismus von damals eine „starke Dosis von Intoleranz und eine oft gänzliche Unfähigkeit zur Objektivität“ zeigte. Was er an den Historikern von damals mit Recht tadelt, gilt auch von ihren Nachfolgern in der Zeit Wilhelm II. und des Weimarreiches: „Eine unbefangene Betrachtung des Verhaltens der Liberalen von 1848 im Schleswig-Holsteinischen Konflikt führt zu teilweise niederschmetternden Ergebnissen über ihre politische Einsicht“. Durch eine Vereinfachung der Probleme und das Außerachtlassen der außenpolitischen Wirklichkeit „konnte man unbeschwert von realen Rücksichten und Überlegungen mit hemmungsloser, leidenschaftlicher Subjektivität Stellung nehmen. Da erschien dann alles Recht, und nicht zuletzt das sittliche Recht auf der deutschen Seite; Droysen hat damit der Sache, die gerade er so leidenschaftlich verfocht, nicht gedient; er hat nur sich und anderen den Weg zu einer vorurteilslosen Beurteilung der Lage versperrt“.



Dr. Hocks Analyse betrifft die Generation der Nationalliberalen, die schon 1848 eine entscheidende Rolle spielten. Professor Walter Bussmann hat in seiner ausgezeichneten und tief gehenden Untersuchung über „Treitschke. Sein Welt- und Geschichtsbild“ (Göttingen 1952, Musterschmidt. 479 S.), die schon vor einigen Jahren erschien, den einflußreichsten Repräsentanten einer jüngeren Generation behandelt. In Treitschke ist der Abfall oder die Tragödie des deutschen Liberalismus zum vollsten Durchbruch gekommen. Professor Bussmann behandelt nur den jungen Treitschke, den Treitschke bis 1870, in dem noch gewisse liberale Elemente, obwohl in seltsam verzerrter Form, lebendig waren. Aber selbst das Bild dieses noch „liberalen“ Treitschke hat in der streng objektiven Materialsammlung und Analyse Bussmanns etwas beinahe Erschreckendes. Die Katastrophe, die über Deutschland im zwanzigsten Jahrhundert kam, ist hier in ihren Grundlagen verständlich gemacht. Treitschkes Horizont, schreibt der Autor, „wurde ganz vom eigenen Volke, in politischer Hinsicht vielleicht sogar nur vom preußischen Staate begrenzt“. Ausgezeichnet stellt Professor Bussmann dar, zu welcher schier unbegreiflich banausischen Verengung nicht nur Treitschkes politisches und moralisches, sondern auch sein ästhetisches Urteilsvermögen verkümmerte. Glänzend arbeitet B. heraus, wie zur Zeit Treitschkes und Bismarcks (ebenso wie später zur Zeit Hitlers) jeder außenpolitische Erfolg zu immer neuen weiter gespannten Forderungen führte, und wie aus anfänglichen Versicherungen des friedlichen Charakters des neuen Reiches immer drohendere und aggressivere Ansprüche wuchsen, die bald jeden Sinn für politische Realität und Verantwortlichkeit vermissen ließen. In einem Aufsatz vom 25. Mai 1866 stellte Treitschke die „entscheidende“ Frage über Bismarck an das liberale Bürgertum und auch an den Historiker der Gegenwart: „Wissen die Liberalen einen Mann, ihn zu ersetzen?“ Diese Frage, auf die es heute noch ankommt, bildet das gewichtigste Argument gegen den deutschen Liberalismus und die meisten deutschen Historiker. Denn eine solche Frage konnte auch bei der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten und bei der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler gestellt werden. Selten hat ein Historiker so sehr alles Verständnis politischer Wirklichkeiten über momentane Augenblickserfolge hinweg vermissen lassen wie Treitschke.

Treitschke vertrat die überwiegende Mehrheit der deutschen gebildeten Klassen. Doch fehlte es nicht an Gegenstimmen. Sie wurden damals kaum beachtet. Der momentane Erfolg schien Bismarck und Treitschke recht zu geben; aber auf lange Sicht gesehen, legten die Warnungen eines Georg Gottfried Gervinus von einem viel tieferen politischen Verständnis Zeugnis ab als Treitschkes Vorlesungen über Politik. Bussmann zitiert daneben einen Theologen Martin Kaehler, der im Jahre 1872 schrieb: „Es ist nicht ‚sittlicher‘ einen Staat zu begründen als die einfachste Pflicht im verborgenen Leben zu erfüllen. Dieser Satz ist die einzige feste Grundlage wahrer Menschlichkeit, und darum darf er nicht einem politischen Absolutismus preisgegeben werden, welcher antik-heidnisch und nicht christlich-human ist. Ob dem einzelnen zukam, ein Gut für das Volk zu erringen, wenn es nicht ohne Mittel ging, die in jedem anderen Falle seinen Charakter verdächtig machen würden, über die Frage entscheidet nicht der Erfolg.“

Manche der Liberalen, die das Bismarck-Reich stürmisch begrüßt hatten, wurden von der späteren Entwicklung, die doch in der Art der Bismarckischen Reichsgründung angelegt war, bitter enttäuscht. Zu ihnen gehörte Hermann Baumgarten und vor allem Theodor Mommsen, der als Gelehrter und vielleicht auch als Persönlichkeit alle anderen nationalliberalen Historiker weit überragte. *Vielleicht* als Persönlichkeit — dieses Urteil gründet sich darauf, daß es mit unserer biographischen Kenntnis Mommsens eigentümlich schlecht steht. Mommsen selbst hat Vorsorge getroffen, daß so wenig wie möglich von seinem Innenleben der Nachwelt bekannt werde. Vor die Alternative Wissenschaft oder Politik gestellt, entschied er sich im Gegensatz zu Droysen, Gervinus oder Treitschke für die Wissenschaft. Dabei war er aber wie die ganze Generation an der Politik tief interessiert. Professor Alfred Heuss, Althistoriker an der Universität Kiel, hat zur Feier von Mommsens 50. Todestag eine sachlich historische Analyse von Mommsens Persönlichkeit und seines Werkes vorgelegt, die in ihrer Sachkenntnis, ihrem vornehmen ruhigen Urteil und ihrer Darstellungskraft wohl das Beste ist, was heute bei der Unkenntnis weiterer persönlicher Quellen über Mommsen gesagt werden kann (vgl. D. R. 11/1957). Zu einer Zeit, als die jüngere Generation in Deutschland nach den Erfolgen von 1870 sich vom Bismarckreiche nicht kritisch distanzierte, sondern überzeugt war, im Besitz einer den anderen europäischen Staaten weit überlegenen politischen und moralischen Ordnung zu sein, fühlte sich Mommsen mit seiner kritischen Einsicht sehr vereinsamt. Auch er hatte wie Treitschke Bereitschaft gezeigt, politische Kraft bei wem auch immer anzuerkennen, sofern sie nur der Nation weiter half. Auch er akzeptierte das reaktionäre Preußen als Mandatar des demokratischen Willens und verurteilte jede andere Demokratie als Partikularismus, wenn er auch nicht so weit ging wie Treitschke, im Partikularismus die Erbsünde schlechthin zu sehen.

Mommsen hatte die Ereignisse von 1866 und 1870 willkommen geheißen. Das in ihnen begründete moralische und politische Unheil hatte er nicht, wie Gervinus, vorausgesehen. Aber bald kam die Ernüchterung. Sie führte dazu, daß er von da an als „national unzuverlässig“ galt. „Bismarck hat der Nation das Rückgrat gebrochen“, sagte er. Er hat sich für die Abschaffung des Sedan-Tages ausgesprochen und hat in einem Aufsatz „Was uns noch retten kann“ ein Zusammengehen des Liberalismus mit der von ihm früher heftig befehdeten Sozialdemokratie vorgeschlagen. Das waren für jene Zeit unerhört kühne Gedanken. Er hat über Treitschkes „Deutsche Geschichte“, die die Bibel des gebildeten Bürgertums geworden war, ein vernichtendes Urteil gefällt. In seinem Testament von 1899, das erst 1948 veröffentlicht wurde, sprach der greise Historiker von seinem Wunsche, ein Bürger zu sein. Diese Unmöglichkeit, in Deutschland ein Bürger im westlichen Sinne des Wortes zu sein, war das Werk Bismarcks, dem die nationalliberalen deutschen Historiker bei diesem Werke zugejubelt hatten. Daß die meisten deutschen Historiker auch nach dem Zusammenbruch des Bismarckreiches an ihrer Überzeugung festhielten, kann man in den Worten von Georg von Below lesen, der noch im Jahre 1923 über Mommsen schrieb, daß er „in seinen früheren Jahren, als Politiker, bessere Tage gesehen: er kämpfte da, an der Seite von Droysen, Sybel, Treitschke, im guten deutschen Sinn. Seit 1880



etwa aber sehen wir ihn in der Gruppe derjenigen Liberalen, die die Politik Bismarcks bekämpfen. Die schroffe, verständnislose Art, mit der er Bismarck gegenüber trat, gereicht ihm nicht zum Ruhm. Er glaubte, daß einige Jahrzehnte nach seinem Tod die Welt davon überzeugt sein werde, daß er, nicht Bismarck, recht gehabt hat. Heute können wir diesen Glauben nur als kindlich bezeichnen.“

Die „Welt“ ist heute davon überzeugt, daß Mommsen und nicht Bismarck recht gehabt hat. Die meisten deutschen Historiker, freilich, teilten Belows Urteil, und manche tun es noch heute. Aber vieles hat sich gründlich geändert, auch und gerade unter den deutschen Historikern. Eine Studie wie die oben erwähnte von Professor Bussmann arbeitet klar die erstaunliche politische Unreife und die erschreckende eigentümliche „Sittlichkeit“ der Treitschkeschen Anschauungen heraus. Vielleicht kommt dies noch eingehender zur Geltung in der soeben veröffentlichten nüchtern-sachlichen „Treitschke“-biographie eines amerikanischen Historikers *Andreas Dorpalen* (New Haven 1957, Yale University Press, 345 S.). Dorpalens klare Diagnose der Schwächen einer einst viel gerühmten Geschichtsschreibung wird auch von jüngeren deutschen Historikern geteilt. *Walther Hofer* hat in seiner „*Geschichte zwischen Philosophie und Politik*“ (vgl. D. R. 8/1957) die Gründe für die Entfremdung westlichen und deutschen Geschichtsdenkens darin gesehen, daß das deutsche Geschichtsdenken seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Verbindung idealistischer Philosophie und Machiavellistischer Politik darstellt. Aber der Idealismus war nicht idealistisch genug, und die machiavellistische Politik war im Grunde ein blinder Provinzialismus, den Gervinus schon nach 1866 und Meinecke und Ludwig Dehio in unseren Tagen zu berichtigen versucht haben. Diese deutsch-zentrierte Politik schrieb Deutschland das Recht zu, da es geschichtlich und geographisch sich in einer einzigartigen Lage befand, einzigartige Mittel zu gebrauchen, diese Lage zu ändern. In der heute notwendigen Kritik an Historikern wie Droysen und Treitschke, an Hand deren man Rechenschaft ablegen kann von „der ganzen verhängnisvollen Geschichte des deutschen Menschentums von Bismarck zu Hitler hin“, um Hofers Worte zu zitieren, ist es aber ebenso notwendig — und auch das sagt Hofer — daran zu erinnern, daß, wenn Deutschland heute wieder sich dem freiheitlichen Westen zuwendet, es dabei auf eigene Traditionen zurückgehen kann. Dazu gehören nicht nur der Humanismus eines Goethe und Schiller, sondern auch viele in ihrer Zeit vereinsamte und verfehlmte deutsche Historiker wie Gervinus und Mommsen, die wie später Meinecke und Dehio durch tieferes und mutigeres Nachdenken über Politik und Ethik zu einer Korrektur früherer Anschauungen gelangten und so der deutschen Geschichtsschreibung einen neuen Weg zu europäischem und weltoffenem Verständnis wiesen.

## Was bedeutet Eichendorff unseren Tagen?

Wir haben uns allzu sehr gewöhnt, auch Kunst und Dichtung nur historisch zu sehen, bestenfalls als ein Stück sogenannter Geistesgeschichte, und sie aus ihren zeitlichen Bedingungen heraus zu begreifen. So gilt denn heute auch Romantik längst als Begriff, als ein säkulares Schubfach, das wir höchstens in rückblickender Liebhaberei gelegentlich herausziehen. Aber die Gültigkeit von Kunstwerken ist unveräußerlich, sie entstammt weniger dem geschichtlichen als dem heiligen Geist, sie ist jederzeit neu erlebbar, ganz unabhängig von zeitlichen Konstellationen, und das Siegel der Vollkommenheit sollte von ihnen nicht gelöst werden wie das Siegel von Dokumenten. Das Vollkommene bleibt im Geheimnis, bleibt ein Geheimnis, und es ist nicht die Frage, ob wir es einlassen, sondern ob es uns einläßt. So müßten wir eigentlich auch die Frage, was Eichendorff unseren Tagen bedeutet, umkehren in die andere, was unsere Tage ihm bedeuten, aber wir wollen sie nicht von vornherein ins Metaphysische hinüberspielen, sondern sie so, wie sie gestellt ist, beantworten.

Die Romantik hatte von sich selbst einen völlig anderen Begriff als wir heute. Sie war Abkehr von der Aufklärung und der Klassik, Wiederanknüpfung an den „Sturm und Drang“, Rückkehr zum Irrationalen, zu Sage und Mythe, zur Religion, zur Idee der Einheit des christlichen Abendlandes, auch wo sie Rückkehr zum Vaterländischen war, und gleichzeitig grundsätzlichste Modernität, Witz, Kritik, Ironie, Transszendenz, unermessliche Zukunftshoffnung, unendliche Perspektive in alle Räume des Fühlens, des Denkens, der Völker, Sprachen und Formen, des Sinnlichen und Übersinnlichen, der Poesie als Welterschöpferin, und doch ein endloses Spiel mit dem allen und mit sich selbst. Eichendorff hat mit dieser spekulativen Romantik, nämlich mit der „romantischen Schule“, obwohl er, ohne ihr angehört zu haben, ihr Nachsprößling und Lehrling war, wenig zu tun, und uns geht sie hier wenig an. Seine Romantik ist die ewige deutsche Romantik, ein Stück von uns selbst, heute wie je. Sie kann darum niemals veralten, denn sie ist — um ein Lieblingswort von ihm zu gebrauchen — das „ewig Alt und Neue“ und daher immer jung. Man hat ihn den letzten Ritter der Romantik genannt, aber er war es als ihr Erfüller und Verwirklicher, als der eigentliche und einzige Romantiker schlechthin oder doch als die liebenswerteste dichterische Verkörperung dessen, was wir, ohne Geistesgeschichte zu treiben, unter dem Worte Romantik verstehen, als Romantik unmittelbar begreifen oder vielmehr ergreifen und umgreifen, weil es uns selbst ergreift und von je und für immer mitumgreift. Hundert Jahre trennen uns vom Ende seines Erdenlebens, und hundert Jahre sind immerhin eine kleine Erprobung und Bewährung irdischer Unsterblichkeit. Sie geben uns das Recht, eine Gestalt und ihr Werk so zu nehmen, wie sie sind, nicht aus ihren zeitlichen und örtlichen Bedingungen abzuleiten und zu deuten, zu erklären und zu werten, sondern wie eine Pflanze und Frucht zu betrachten, die ihrerseits in Klima und Boden Luft und Nahrung suchten



und fanden, um — so und nicht anders — ihre vorbestimmte, unerklärliche und gerade dadurch so beglückende Artung zu entfalten. Und nur in diesem Sinne wollen wir Eichendorff — so nebenher — auch historisch sehen.

Er war und lebte, in voller Naivität, alles, was die anderen Romantiker nur wollten. Er besaß das, was sie nur suchten. Seine Kindheit und Jugend auf dem väterlichen Schlosse Lubowitz und den Nachbargütern, ein ununterbrochener Festtag mit Bällen, Gastereien, wimmelnden Besucherscharen, Jagdausflügen und ersten Lieben war das Paradies und das Märchen, das jene erträumten, und hatte das Waldesrauschen, das Friedrich Schlegel nur bedichtete, und den Waldhornklang, den der Städter Ludwig Tieck künstlich und fast programmatisch beschwören wollte. Die französische Revolution, deren Ideen die Zeit aufwühlten und die mit ihren Folgen auch hier den Adel schließlich aus seinen Vorrechten und seinem Besitz vertrieben, spielte zunächst nur wie ein Wetterleuchten über den Horizont dieser weltfernen Provinz und des Kindheitsparadieses, und der erste Kanonendonner der napoleonischen Kriege mischte sich zwar bang, aber die Lust des Jünglings noch steigernd in die Flintenschüsse der Jagdvergnügungen. Hier war man katholisch und wollte es nicht erst werden, und Eichendorff durfte in „katholischer Unbefangenheit und Unschuld“ zeitlebens lächeln über die „luxuriösen Anstrengungen“ der Romantiker um „etwas, das sich doch von selbst versteht“. Und in dies friederizianische Schlesien wehte noch immer der gesellschaftliche und musikalische Hauch seines alten und jetzt wenigstens noch nah benachbarten Österreichs und seiner mit den Eichendorffs verwandten Geschlechter herein. Auch slawische Schwermut wirkte mit in der Blutmischung. Lubowitz über der Oder stand wie eine Warte in seiner Wald- und Hügellandschaft, die sich in den flachen Osten erstreckte. Grenzland war hier, Grenze und Mischung, die von je das Deutsche noch steigerten, aber auch Heimat. Das war nicht nur blaue Blume, Eldorado, Orplid. Und als die Herrlichkeit dem Dichter irdisch verloren ging, da lebte sie fort als die „alte schöne Zeit“. Das ist kein chronikalisch oder gar politisch bestimmter Begriff, sondern reiner Heimwehklang. Aber das große romantische Motiv unbestimmter Sehnsucht hat durch Eichendorff in dieser „alten schönen Zeit“, nämlich in erlebter Heimat, doch eine unvergängliche Substanz, eine dauernde dichterische Gefühls- und Wortsymbolik gewonnen.

Breslau, die Hauptstadt sowie die gesellschaftliche Zentrale des schlesischen Landadels, wo Josef und sein zwei Jahre älterer Bruder Wilhelm Gymnasium und Konvikt bezogen, war noch eine mittelalterliche und barocke Stadt. Die Schüler fühlten sich als Studenten und hatten volle Freiheit zum Besuch des Theaters, ja, spielten auch selbst Theater. Auch die eigentlichen Studentenjahre verlebten die Brüder gemeinsam: in Halle, in Heidelberg und in Wien. In Halle wirkte der alte Kampf zwischen Aufklärung und Pietismus noch fort, aber in Friedrich August Wolf, dem Freunde Goethes, war der Rationalismus zur Altertumskunde, zum harmonischen Ideal der Klassik geworden, Henrich Steffens lehrte im Sinne von Schellings Naturphilosophie, und Schleiermacher versöhnte jenen alten Gegensatz durch eine Theologie, welche die Bedürfnisse der Religion mit denen der Bildung verschmolz. In Heidelberg hatten Arnim und Brentano kurz zuvor das „Wunderhorn“ angestimmt, und nun erschloß ihr Freund Görres seinen Hörern mit prophetischer Begeisterung das alte deut-

sche Schrifttum. Ein überspannter Freundschaftskult spann die Brüder vorübergehend in pseudoromantische Mysterien ein. Aber die Rückkehr in die Heimat rettete sie in die gesunde Ländlichkeit. Und ein Aufenthalt in Berlin brachte sie in den Zirkel der Arnim, Brentano, Kleist, Adam Müller, deren vaterländische Romantik die Stimmung der Befreiungskriege vorbereitete. Wien aber bildete die letzte Etappe der nun bewußt katholisch gewordenen Romantik, deren Führer Friedrich Schlegel war und der väterliche Freund und Gönner der Brüder wurde. Die Gegenpoligkeit Berlin-Wien blieb für immer die Spannung in Eichendorffs nationaler Existenz, eine großdeutsche Spannung zwischen norddeutscher Gesinnung und süddeutschem Herzen, aus der heraus er zugleich ein treuer preußischer Beamter und treuer Katholik sein konnte.

Von Wien aus folgte er wie Theodor Körner dem Breslauer Aufruf seines Königs „An mein Volk“ und trat gleich jenem ins Lützowsche Freikorps ein. Nach den Kriegen hat er als Familienvater über dreißig Jahre lang königlich preußische Akten gewälzt. Seine Beamtenlaufbahn, von Breslau ausgehend, ließ ihn dauernd im Osten und Nordosten und führte ihn über Danzig und Königsberg zuletzt nach Berlin. In den bald vereinigten Provinzen Ost- und Westpreußen unterstand der Regierungsrat als Dezernent für das katholische Kirchen- und Schulwesen dem liberal-aufklärerischen Oberpräsidenten Theodor von Schön, und nicht nur dienstliches Vertrauen, sondern lebenslängliche Freundschaft hat die beiden gegensätzlichen Männer verbunden. Dergleichen war unter dem Ministerium Altenstein möglich; in Berlin aber, unter Altensteins frömmelndem Nachfolger Eichhorn, erfuhr Eichendorff ob seiner Gesinnungstreue Enttäuschungen und Zurücksetzungen aller Art, so daß er vorzeitig seinen Abschied nahm. Doch das verschaffte ihm Muße für seine literarischen Arbeiten und einen Lebensabend im Schoße der oberschlesischen Heimat.

Für uns Heutige offenbart sich innerhalb dieser kurz angedeuteten biographischen Beziehungen mehr als eine historische und literarhistorische Erscheinung, nämlich ein vorbildlicher Charakter. Das gilt sowohl für den Menschen wie den Dichter, die bei Eichendorff untrennbar sind. „Denn anders sein und singen, das ist ein dummes Spiel.“ Niemals hat er sich vornehm in den Dichterkwinkel verkrochen, sondern an allen Fragen der Zeit lebendigen Anteil genommen, oft genug auch in kämpferischen und satirischen Schriften. Dabei war er gütig und ohne persönliche Schärfe, doch tolerant nur insofern, als er einen unverrückbaren Standpunkt behauptete und bekannte. Allein auf diesem Standpunkt blieb er weitherzig genug, um allerhand Spott sowohl nach rechts wie nach links zu wenden: gegen die Romantik und gegen die Anmaßungen des Jungen Deutschland, gegen die altdeutschen Schwärmer und gegen die neue Industrieritterschaft, gegen das Tendenzgeschrei der Politiker und den relativistischen Halbernst der Literaten, und der überzeugte Monarchist hat auch jederzeit den Männerstolz vor Königsthronen gewahrt. In Vers und Prosa hielt er so manches Gericht über seine Zeit, das auch unserer Zeit noch gilt, er sah prophetisch mit den feurigen Blitzen der Gegenwart und Zukunft den Herrn der Welt die Weltgeschichte schreiben, und für das, was sich zeitlich wichtig macht und groß dünkt, hat er das Lieblingswort „Plunder“. Er war kein Intellektueller, er war vielleicht nicht einmal besonders klug,



aber er hatte Weltklugheit und Weisheit, sein Witz war Mutterwitz, und nichts war für ihn groß als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Als das Herz der Welt gilt ihm der Dichter, ihn trägt noch die Menge, nach der er nicht fragt, als Element auf ihrem Rücken. Seine eigene Poesie betrachtet er als das stille Heiligtum seiner Seele, und nach schweren inneren Kämpfen zwischen dem verachteten Aktenwesen und seinem eigentlichen Beruf bleibt er im Grunde des glücklichsten Kompromisses fähig, Geheimrat und Taugenichts zugleich zu sein.

Der „Taugenichts“ ist die einzige unvergängliche Gestalt des Erzählers Eichendorff, heute noch so lebendig wie am ersten Tag. Er verkörpert in anmutigster Phantastik, liebenswürdig und so österreichisch-musisch wie Musik von Haydn und Schubert, für immer das deutsche Fernweh und das deutsche Heimweh und lehrt uns in unserer betriebsamen Zeit mehr denn je, daß der Herr es den Seinen im Schlafe gibt. Aller geschriebenen Weltreisen und aller Autos, Flugzeuge und künftigen Raketenluftschiffe ungeachtet, ziehen wir mit niemandem so gern hinaus wie mit diesem geige- und landstreichenden Müllerssohn und Gärtnerburschen, in sein imaginäres Italien. Hier ist die Postkutschen- und Biedermeierzeit unsterblich geworden, genau wie bei Spitzweg, dessen Bilder in allen Kursschwankungen des Kunstmarktes immer ihre Preise gehalten haben. Sowohl beim Maler wie beim Dichter sorgt ein Schuß Realismus dafür, daß die idyllische Phantastik nicht verfliegt, und beide haben den Impressionismus vorweggenommen und die Romantik durch die artistischen Mittel ihrer verfeinerten Wahrnehmungsorgane modern gemacht.

In den übrigen Erzählungen Eichendorffs finden wir mehr Figuren als Gestalten, lauter Ornament und Arabeske, der Jugendroman „Ahnung und Gegenwart“ und die umfangreiche Erzählung „Dichter und ihre Gesellen“ stehen in der romantischen Nachfolge Wilhelm Meisters, während die kürzeren, zu denen auch „Aus dem Leben eines Taugenichts“ gehört, an die Kunst der alten Novelle anknüpfen und dabei die Welt der Oper episieren. Unumschränkt herrscht das immergleiche romantische Inventar: blauer Himmel und Gewitter, Lerchen und Nachtigallen, Statuen und Wasserkünste, fahrende Gesellen, verführerische Gräfinnen, tollkühne Amazonen und schnippische Kammerjungfern, Intrigen, Verkleidungen, Verwechslungen, Entführungen. Das alles wird die heutige Zeit, nur noch auf sogenannte Wirklichkeit erpicht, für veraltet und verstaubt erklären. Allein sie sollte nicht vergessen, daß es höhere Wirklichkeit als die vermeintliche gibt, daß wahrhaft dichterische Gestalten immer auch Figuren sind und daß die Kunst ein göttliches Spiel bleiben muß. Eichendorff aber ist eines meisterlichen, auch höchst spannenden Figurenspiels fähig und weiß die labyrinthischen Wege und Wandeldekorationen aufs kunstvollste zu führen. Wer — mit Recht — in der Musik die Vollendung der Romantik erblickt, der sollte erkennen, daß außer Brentano kein deutscher Erzähler der Musik so nahe kommt wie Eichendorff, und sollte gerade dadurch einen neuen Zugang zu ihm finden. Die Themen und Stimmen seiner novellistischen Märchen entwickeln, kreuzen und verschlingen sich wie die Themen und Stimmen von Sonaten und Symphonien; sie sind instrumentiert und tönen. Fast alle seine Figuren tragen die Laute, und neben Spruchbändern voll von kindlicher Weisheit und Tiefsinn schweben immerzu Lieder von ihren Lippen. Diese

Lieder Eichendorffs sind sein letzter und höchster Wert. In seiner Lyrik ist die Romantik klassisch geworden.

Was Schubert für das musikalische Lied geleistet hat, das ist Eichendorff im dichterischen Liede gelungen: Volkslied und Kunstlied zu verschmelzen. Dabei suchen sich Wort und Ton, obwohl Dichter und Musiker längst getrennt sind, noch einmal wie zwei Hälften zur Ehe, zum letztenmal. Schubert hätte, zeitlich gesehen, auch Eichendorff komponieren können, wie er, in genialer Weise selbst das Mondäne treffend, Heine noch komponiert hat. Aber für das Hell-Dunkel Eichendorffs war als erster nur Schumann berufen, und ihm folgten Meister wie Wolf, Pfitzner, Knab. In den Konzertsälen klingt heute wie je „Es war, als hätt der Himmel“ und „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund“, sublimster Gesang, der sich die ganze Kunstwelt erobert hat. Und das Volk singt heute wie je „In einem kühlen Grunde“, „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“, „O Täler weit, o Höhen“, „Wer hat dich, du schöner Wald“. Denn das sind Volkslieder geworden und geblieben, nicht durch besondere Musik, sondern durch die Dichtung. Und schon diese doppelte gesungene Popularität, die erlesene und die primitive, beweist nicht nur, wie sehr Eichendorff lebt, sondern auch, daß bei ihm das Sublimste und Einfachste, wie in allem Größten, das Gleiche sind.

Hier darf sich auch der Dichter noch Sänger nennen und seine Gedichte als Lieder bezeichnen, ja, die Form des gedichteten Liedes hat in Eichendorff ihren größten Meister gefunden. „Nur ein Hauch sei dein Gedicht“ — diese Forderung Goethes erfüllt keiner so wie er. Seine Lyrik arbeitet mit denselben Requisiten wie seine Novellistik, aber in ihr werden die Bilder zu Klängen, und die wenigen Saiten seiner Laute rühren unerschöpflich und immer neu das Herz. Man braucht nur ein paar beliebige Strophen herauszugreifen aus irgend einem Gedicht, das vielleicht nicht einmal zu seinen besten gehört:

Der Winzer Jauchzen ist verklungen  
Und all der bunte Lebenslauf,  
Die Ströme nur, im Tal geschlungen,  
Sie blicken manchmal silbern auf.

Und Nachtigallen wie aus Träumen  
Erwachen oft mit süßem Schall,  
Erinnernd rührt sich in den Bäumen  
Ein heimlich Flüstern überall.

Die Freude kann nicht gleich verklingen,  
Und von des Tages Glanz und Lust  
Ist so auch mir ein heimlich Singen  
Geblieben in der tiefsten Brust.

„Die Ströme“, „die Täler“, „die Gründe“ — solche unbestimmten Plurale eröffnen das geheimnisvolle Nachtreich dieser Poesie. Lieblingswörter Eichendorffs sind ferner „verworren“ und „Schauer“, und sie bedeuten sowohl unheimliche wie liebliche Verworrenheit, bange wie fromme Schauer; sie künden von Angst und Freudigkeit, von Ergebung und Erhebung.

Der einfache Vierzeiler waltet vor, die Form scheint kunstlos, aber ist in Wahrheit höchst kunstvoll, bis in vergeleitende Strukturlosigkeit der Metrik, bis in unreine Reime, die ein dissonierendes Flimmern erzeugen. Der Grundstoff der Poesie, ihre reine Substanz, tritt vielleicht bei niemandem so hervor wie bei Eichendorff. Die abgegriffensten Worte erhalten einen neuen oder ihren ursprünglichen Klang und Sinn, die bloße Alltagssprache greift wie mit Wundern ans Gemüt:

Jauchzen möcht ich, möchte weinen,  
Ist mirs doch, als könnt's nicht sein.

Was gäb es doch auf Erden,  
Wer hielt den Jammer aus,  
Wer möcht geboren werden,  
Hieltest du nicht droben haus!

Eichendorffs Lied ist die äußerste Schärfung, Zuspitzung, Verfeinerung des Volksliedes. Es ist einzig und unnachahmlich, man kann nichts anderes von ihm lernen als seine Echtheit, und nachsingen, weitersingen, aussingen konnte es nur die Musik.

Das Charakteristische in der Natur, das, was wir Landschaft nennen, sucht Eichendorff nicht, sondern das Typische, Immerwiederkehrende, Immergleiche. Baum und Strauch „besprechen sich“ bei ihm, und dies Gespräch ist zugleich Zwiegespräch des Herzens mit sich selbst. Da ist der Wald nur „aufgebaut so hoch da droben“, aber die Stimme des Waldes wird zur Stimme des Dichters. Er ist der Dichter des Waldesrauschens und eben dadurch der Dichter der Heimat, der engeren oberschlesischen und der weiteren deutschen Heimat. Dazu gehört es, daß diese engere Heimat verloren ging und daß hinter ihr eine ewige und unverlierbare erscheint. Das Flügelausspannen nach ihr ist echte Frömmigkeit über den Konfessionen. Die Schlesier erblicken in dem Dichter ihren Genius und Patron, erst recht in der Fremde, und alle Deutschen reinen Herzens den Sänger auch ihrer unverlierbaren Güter.

Immer wieder gibt es in seiner Dichtung Ruinen, über die der Wald klettert, und heute wird keiner mehr über diese „Ruinenromantik“ spotten. Seine Heimatorte tragen nun fremde Namen, „und fremde Leute gehen im Garten vor dem Haus, doch überm Garten sehen nach uns die Wipfel aus“, sein Geburtsschloß und sein Sterbehaus, Lubowitz und Neisse liegen in Schutt und Asche, aber aus dem Dichter spricht der Trost, daß noch in der furchtbarsten Zerstörung eine milde Hand regiert:

Es wandelt, was wir schauen,  
Tag sinkt ins Abendrot,  
Die Lust hat eignes Grauen,  
Und alles hat den Tod.

Ins Leben schleicht das Leiden  
Sich heimlich wie ein Dieb,  
Wir alle müssen scheiden  
Von allem, was uns lieb.

Was gäb es doch auf Erden,  
Wer hielt den Jammer aus,  
Wer möcht geboren werden,  
Hieltest du nicht droben haus!

Du bist, der, was wir bauen,  
Mild über uns zerbricht,  
Daß wir den Himmel schauen —  
Darum so klag ich nicht.



## Kleiner Beitrag zur Kraus-Forschung

Ein unseliges Verhängnis hat über dem Nachlaß von Karl Kraus gewaltet. Noch vor dem Kriege ist in Wien das Kraus-Museum zerstört worden. Unschätzbare Handschriftenmaterial ging dabei verloren. Nach der Besetzung Österreichs wurde der Fackelverlag von SA-Leuten ausgeplündert, die im Halbsatz stehenden Nekrologe wurden vernichtet, Richard Lanyi, der langjährige Freund und Verleger des Dichters, kam in ein Lager und dort ums Leben. Seine reichhaltigen Karl Kraus und sein Werk betreffenden Sammlungen sind zerstreut, wahrscheinlich vernichtet worden. Vieles an kostbaren Briefen, an Korrekturenmaterial und persönlichen Andenken an den Toten ist von bedrängten oder ängstlichen Besitzern verbrannt, anderes von Flüchtenden in alle Welt verschleppt und dann da oder dort im Stich gelassen worden. Karl Kraus-Bücher und Fackelhefte sind aus den öffentlichen Bibliotheken bei „Säuberungsaktionen“ verschwunden, verdorben worden, dem Lese- und Forschungsbedürfnis der Gegenwart entrückt. Beim Brand des Berliner Rundfunkarchivs sind während des Krieges die vierzig Kraus-Tonaufnahmen zu Grunde gegangen; auch der Tonfilm „Reklamefahrten zur Hölle“ muß als verloren betrachtet werden und nur vom Index der Fackel, einem einzigartigen wissenschaftlichen Nachschlagewerk zur Kulturgeschichte Wiens, ist in allerletzter Zeit bekannt geworden, daß er von Prof. Jaray gerettet und von seinen Erben zur Bearbeitung und Veröffentlichung Dr. Samek in New York übergeben wurde. Dagegen ist die von der Karl Kraus-Gesellschaft nach dem Kriege (1946) geplante große Gesamtausgabe (20 Bände) der Kraus'schen Schriften, die damals von der Stadt Wien finanziert werden sollte, nicht zustande gekommen, weil durch Ungenauigkeiten und juristische Mängel des Testaments (Siehe „Der Satiriker und der Tod“ von Dr. Paul Schick, Festschrift der Wiener Stadtbibliothek, 1956) die Urheberrechte lange nicht klargelegt werden konnten.

Sollte die Menschheit, für die er sich doch voll eingesetzt hatte, Karl Kraus vergessen? Die Tatsache, daß schon bei seinen Lebzeiten die ihm feindselige, weil von ihm so gut gehaßte Presse ihn systematisch totgeschwiegen hatte, konnte dem Vorschub leisten. Aber zwanzig Jahre nach seinem Tode ist Karl Kraus an der Pariser Sorbonne, deren Professoren ihn seinerzeit für den Nobel-Preis vorschlugen, gefeiert worden, zu seinem Todestage haben in allen deutschsprachigen Gebieten literarische Zeitschriften und Tageszeitungen Artikel über ihn gebracht. In München ist in dankenswerter Weise der Kösel-Verlag um die Herausgabe seiner Werke in Auswahlbänden bemüht, und in Österreich ist das ausgezeichnete Karl Kraus-Buch von Werner Kraft (Otto Müller Verlag), das erste große Werk über ihn seit Liegler, veröffentlicht worden. Reichhaltig an Zitaten, rührt dieses Buch erstmalig an zwei wichtige Fragen der Kraus-Forschung: an die Frage der eventuellen Gruppierung, Einteilung und Zuteilung der Gedichte von Kraus, dessen Bedeutung als einer der tiefsten und sprachgewaltigsten deutschen Lyriker noch nicht voll gewürdigt wird, und

an die Frage über den Verbleib der mehr als tausend Briefe, die er von 1913 bis 1936 an Sidonie von Nadherny geschrieben hat.

Kraus selbst meinte, wie wir aus einem nunmehr durch Kraft veröffentlichten Schreiben von Sidonie von Nadherny (Janovice, 11. Dezember 1936) erfahren, sie könnten, wenn „*wir einmal beide nicht mehr sind, gedruckt werden*“. Daß diese Briefe für die literarische Forschung und für die Kenntnis des Dichters wie des Menschen Karl Kraus von entscheidender Bedeutung sind, wird sofort klar, wenn man bedenkt, daß sie die einzige *nicht* satirische oder polemische Prosa aus der Feder dieses großen deutschen Sprachmeisters darstellen.

Diese Originalbriefe existieren noch und zwar in privater Aufbewahrung in der Tschechoslowakei. Ganz wenige Menschen wissen überhaupt davon, und sie sind hochbetagt. Es stellt sich nun, da durch Werner Krafts Publikation einiger wichtiger Sidonie-Briefe der Wunsch der Hauptbeteiligten nach Bewahrung und Veröffentlichung dieses an die 1000 Stücke umfassenden literarischen Schatzes klar festgestellt ist, die Frage, ob ein Gut von so einmalig hohem Wert, von so allgemeiner sprachlicher und gedanklicher Bedeutung, länger in privaten Händen bleiben soll? Die letzten Ereignisse in Mitteleuropa haben bewiesen, wie leicht in Revolutions- oder Kriegstagen Privatbesitz der Zerstörung anheimfällt. Relative Sicherheit für die Briefe Karl Kraus-Sidonie von Nadherny bestünde nur, wenn sie in einer Bibliothek oder einem Museum für die wissenschaftliche Forschung unter Hintansetzung aller privaten Interessen für eine dankbare Nachwelt hinterlegt würden — nötigenfalls mit einer Verklausulierung betreffend den Zeitpunkt für Bearbeitung und Veröffentlichung und, wenn möglich, unter Wahrung aller Erb- und Urheberrechte.

Sidonie, Freiin Nadherny von Borutin, hat Janowitz, das Schloß ihrer Väter, 1948 nächtlich und zu Fuß verlassen. Sie kam nach London, weil dort viele ihrer besten Freunde lebten: Lord und Lady Vansittart, Prinzessin Lidnowsky, auf deren böhmischen Gütern, Schloß Graetz und Kuchelna, Sidonie und Karl Kraus fast jeden Sommer zu Gast gewesen waren, und Gräfin Mary Dobrzensky, mit der beide unvergeßliche Stunden in St. Moritz (1917) und Nyon (1918) verlebt hatten, und der das Gedicht „*Einer Geberin*“ (W. i. V. 5) sowie später der 8. Band der „*Worte in Versen*“ gewidmet waren. Bald nach ihrer Ankunft in London erkrankte Sidonie von Nadherny. Nach einer Irland-Reise zur Familie ihres Veters Lobkowitz zog sie zu Mrs. Nigl-Law nach Chalfont St. Peter, Bucks, außerhalb von London. Lord und Lady Vansittart, Gutsnachbarn dieser Dame, hatten die Übersiedlung aufs Land veranlaßt, da sie davon eine Besserung des bedenklich werdenden Gesundheitszustandes von Sidonie erhofften. Aber unglücklicherweise verschlimmerte sich das schwere Krebsleiden bald so, daß die Kranke in das Distrikt-Krankenhaus überführt werden mußte. Sie starb dort am 30. September 1950 und ist auf dem ländlichen Friedhof von Denham begraben.

Für alle, die sich für Sidonie von Nadherny interessieren, sei hier auf die meisterhafte Novelle „*Der Zeichner*“ von Mechthilde Lidnowsky (im Band „*Zum Schauen bestellt*“, Eßlingen 1953, Bechtle-Verlag) hingewiesen, in der die große Schriftstellerin den Tod ihrer Freundin Sidonie auf ergreifende Weise künstlerisch gestaltet hat.

Im Nachlaß von Sidonie von Nadherny fand sich keine umfangreiche Korrespondenz. Einstimmig bezeugen alle Freunde, daß Sidonie die Briefe, die Karl Kraus an sie geschrieben — zusammen mit anderen, die ihr von Mechthilde Lichnowsky anvertraut worden waren — in zwei kleine Kisten verpackt und in der Obhut von Freunden in ihrer böhmischen Heimat zurückgelassen hat. Auszugsweise Maschinenabschriften einzelner Briefe, die von ihr lange vor ihrer Abreise für Prof. Albert Bloch (Lawrence, Kansas) angefertigt worden waren und sich hauptsächlich auf „Worte in Versen“ bezogen haben sollen, wurden von Prof. Bloch später nach London geschickt. Der Empfang dieser Sendung ist nie bestätigt worden, da Sidonie von Nadherny schon schwer krank war; sofort nach ihrem Hingang angestellte Nachforschungen konnten über den Verbleib dieser recht umfangreichen Auszüge nichts erbringen, so daß sie heute als verloren gelten müssen, was die Rettung der Originalbriefe umso wünschenswerter macht.

Was die zweite Frage nach Gruppierung, Einteilung und Zuteilung der lyrischen Gedichte von Karl Kraus betrifft, so hat Leopold Liegler sie seinerzeit, leider aber auf eine ziemlich unbefriedigende Art, da damals noch nicht alle Verbände existierten, zu beantworten versucht. Was vorerst im Zusammenhang mit Werner Krafts Ausführungen interessiert, sind die Gedichte, die für Sidonie von Nadherny geschrieben sind. Werner Kraft erwähnt einige der wichtigsten Stücke dieser Gruppe namentlich und sagt, daß „viele Gedichte dieses Liebenden zweifellos direkt oder indirekt auf sie bezogen sind“. Er fügt hinzu: „Ich habe sie weggelassen, weil ich als Leser keines Beweises hierfür teilhaftig bin“, bringt aber mit Recht das Gedicht „Schäfers Abschied“ (W. i. V. 4) in Bezug auf Sidonie von Nadherny. Wir wissen aus einem Brief von Prof. Bloch, daß in der ersten Niederschrift dieses Gedichtes jede Strophe ein Akrostichon des geliebten Namens „Sidi“ bildete, wovon in der endgültigen Fassung auch außerhalb der von Werner Kraft herangezogenen ersten und letzten Strophe deutliche Spuren zu entdecken sind. Andererseits aber erlauben auch gewisse „innere“ Merkmale — wie Kraft es für „Die Verlassenen“ feststellt! — die Zuweisung dieses lyrischen Werkes in die große Gruppe der Sidonie-Gedichte.

Interessanterweise sind nämlich so wie für die Annie-Kalmar-Gedichte auch für diese Gruppe bestimmte Kennwörter und Kennvorstellungen charakteristisch und bei öfterem Lesen gibt sich, überraschend und außerordentlich klar, eine innere Zusammengehörigkeit kund. Alle auf Sidonie zu beziehenden Gedichte scheinen durch typische Bilder untereinander wie verkettet. Immer nennt der Dichter sie die „Milde“, „Stille“, „Schwester des Mondes“, die „Seelenverwandte“, „Schwebende“, immer taucht der Wiesengrund des Parkes von Janowitz auf, das Springbrunnen-Motiv ist mit ihr verbunden, das Falter-Motiv und das von einem für die Liebenden leuchtenden Stern, von Sternen überhaupt . . .

Nun ist gerade das Gedicht „Schäfers Abschied“ durch seine inneren Merkmale vielfach und innig mit anderen Gedichten, die zweifellos für Sidonie geschrieben sind, verknüpft. Gleich der Beginn: „Sind die Wiesenglocken mir / in den Herbst verklungen“ läßt an den Glockenblumenkorb von „Vallorbe“ (W. i. V. 3) denken und an den grünen Wiesenplan um das Schloß Janowitz, auf dem in „Wiese im Park“ (W. i. V. 1) die vielen Glockenblumen „blau“



läuten und in dem des Dichters Fuß fest steht wie „in dem grünen Spiegel hier der Schwan“.

Die vierte Strophe: „Steht wie einmal Stern an Stern / Insel schwand und Schwäne“ weist auf dasselbe Landschaftsbild hin und bringt das Sidonie-Motiv des Sternes (wie in „Landschaft“: „Ein Stern riß mich aus jenes Daseins Nacht . . .“). Die achte Strophe mit „Springbrunn, himmelhoch und hell, / ist er mir verflossen / und dafür ein Tränenquell / in die Welt gegossen?“ gemahnt wohl an jenen Springbrunnen der Villa Torlonia, von dem es in „Vor einem Springbrunnen“ (W. i. V. 1) hieß: „Noch fließt ein Quell, noch flammt ein Licht, / noch streben beide zum Gedicht, / noch steigt die Sehnsucht hoch empor, / noch öffnet sich ein Himmeltor — / noch wär' ich auf dem Regenbogen / beinah mit dir dort eingezogen, / daß nie verrinne Lust und Zeit“.

In der zehnten und elften Strophe von „Schäfers Abschied“ wird die Verbindung mit „Vallorbe“ und „Fahrt ins Fextal“ (W. i. V. 2) vollkommen deutlich („Vallorbe, das Thal des Glücks“). „Als deine Sonne meinen Schnee beschien“ hieß es in „Fahrt ins Fextal“. Damals war inmitten einer dunklen Kriegsnacht diese Sonne der Liebe für Karl Kraus aufgeleuchtet. „Daß mein Herz nicht untergeht, / war sie aufgegangen“, sagt er nun in „Schäfers Abschied“, und ein wenig weiter: „Tönte mir dein Klagelaut, / war der meine stille“. Dies weist hinüber nach dem von Werner Kraft kommentierten Gedicht „Die Sendung“ (W. i. V. 1) — die Klage um den toten Bruder — und nach „Verwandlung“ (W. i. V. 1), dem Gedicht, das in dem Sidonie von Nadherny zu eigen gegebenen ersten Versband an erster Stelle steht. Es ist eines der drei Gedichte an Sidonie, die Werner Kraft nicht anführt, die aber als wesentlich in dem Kreis der auf sie zu beziehenden Gedichte gehören. (Einige der hier erwähnten Gedichte sind erstmalig wieder zugänglich in dem eben erschienenen Auswahlband: Karl Kraus, Die Bücher der Neunzehn, Kösel Verlag, München 1957.)

Es handelt sich um zwei Stücke, die „Verwandlung“ heißen, eines im ersten, eines im vierten Band der „Worte in Versen“, und um „Als ein Stern fiel“ (W. i. V. 5), von dem Gräfin Dobrzensky bezeugt, daß es für Sidonie geschrieben wurde. Sie war mit ihrer Freundin anwesend als Karl Kraus — noch vor der Veröffentlichung — das Gedicht zum ersten Male las. Es war kurz nach der für alle überraschend gekommenen Verlobung von Sidonie mit dem Grafen Max Thun, den sie 1919 heiratete, von dem sie sich aber bald trennte und dessen Namen sie später nie trug. „Als ein Stern fiel“ dürfte entstehungsgeschichtlich vor „Schäfers Abschied“ zu setzen sein und ist schon durch seinen Titel mit dessen 4. Strophe verbunden: „Sterne sind noch. / Einer fern / fiel herab als Thräne . . .“ Das Gedicht lautet:

Was ich je empor gesprochen,  
mündet es in mich zurück?  
Heute ist ein Stern zerbrochen  
und es bleibt ein Erdenstück.

Was da einem Himmelskreise  
sich in meiner Nacht entwand  
und sich jäh entschloß zur Reise  
in ein allzu irdisch Land —

Ah, es strahlt in eine Richtung,  
die mir tief das Herz verstört.  
Und es hat die eigne Dichtung  
mir nicht, mich nicht angehört!

Weh, wie über alle Grenzen  
riß ich die Natur ins All!  
Welch ein trügerisches Glänzen  
ach, begleitet diesen Fall!

Welch ein Aufruhr unter Sternen,  
der die Ewigkeit zerreißt!  
Alle Höhen, alle Fernen,  
alle Herzen sind verwaist.

Und sie stöhnen ob der Stunde,  
wo mit unumwundner Hast  
nun aus der verklärten Runde  
eilt ein gottgeliebter Gast.

Eingedenk des großen Gestern,  
lichtbefangen, wertbewußt,  
klagen wir verlornen Schwestern  
unerforschlichen Verlust.

Und wir blicken ihre Bahnen  
noch die letzte lichte Spur.  
Welch ein Abschied! Welch ein Mahnen  
an die sterbliche Natur!

Welch ein Absturz in das Wilde,  
der ihr so die Heimkehr weist!  
Einst erschuf ein Luftgebilde  
seiner Schöpferlust der Geist.

Dunkel wird's. Dem Aug verloren  
ist das glühnde Meteor.  
Zu den unverrückten Horen  
schau ich in die Nacht empor.

Die dritte Strophe mit ihrer bittren Klage „Und es hat die eigne Dichtung / mir nicht, mich nicht angehört“ verbindet dieses Gedicht mit dem wunder-vollen Sonett „Zuflucht“ (W. i. V. 2): „Öffne dein Ohr, um meines Worts zu warten!“ und es reicht mit seiner Tatsächlichkeit noch hinüber in den „Traum“ (W. i. V. 5). Dort heißt es in der achten Strophe: „Wie sie vollends mich, / wie sie sich vergaß“ und in der zwölften: „Wie dein Stern zerbrach, / weiß nicht, wie's geschah. / Deiner Erde doch, / bleib ich ewig nah“. Hier sind, wie am Schluß von „Schäfers Abschied“, das Glück und die Trennung schon aufgelöst zu einem Ewig-Verbundensein in der Dichtung, im Werk, auch wohl im Gefühl einer untilgbar gültigen Freundschaft und Seelenge-meinschaft. Damit aber entsteht durch dieses Gedicht auch ein Zusammenhang mit dem im sechsten Band der Worte in Versen abgedruckten Gedicht „Ver-lust“. Dieser Band ist der Einsamkeit, dem Knaben Lenker, gewidmet und „Verlust“ bringt die verzeihende, verstehende Klage: „Du auch darbst, weil ich entfernt. / Wie sich deine Augen netzen, / seit mein Himmel unbesternt!“ und „Nie war tiefere Verwandtschaft / zweier Seelen in dem All. / Wie be-trübt ist alle Landschaft, / wie versiegt der Wasserfall. / Nie mehr wird die Wiese grünen, / niemals mehr ein Himmel blaut“.

Diese zwei letzten Zeilen stehen am Anfang eines Briefes aus Janowitz, den Sidonie von Nadherny 5 Monate nach dem Tode des Dichters geschrieben hat und der nun erstmalig im Buch von Werner Kraft veröffentlicht wurde. Niemand kann annehmen, daß eine Frau wie Sidonie von Nadherny in so bitterem Weh aus einem nicht *ihr* zugehörigen Gedicht eine Stelle zitiert haben würde. In demselben Brief aber steht auch eine Zeile: „Irres Gebet um niemand und um nichts“ aus dem zweiten Gedicht, das „Verwandlung“ heißt und in einem gewissen Sinn die Liebesgedichte an Sidonie abschließt, wie das erste Gedicht „Verwandlung“ sie einleitet. Da bei dem wohldurchdachten, schier architektonischen Aufbau seiner Fackelhefte, Bücher und Verbände die Stelle, an der etwas steht, zu tiefst Aufschluß geben kann über innere Zusammenhänge, erscheint es klar, daß Kraus nicht nur zufällig das erste Gedicht „Verwandlung“ an die erste Stelle des Sidonie von Nadherny zuge-eigneten Bandes der „Worte in Versen“ stellte und daß er noch ein zweites Gedicht „Verwandlung“ nannte. Es war das erste Mal für ihn eine „Ver-wandlung“ (W. i. V. 1) ins Glück, ins Licht, der Durchbruch zur Poesie: ... Stimme im Herbst, verzichtend über dem Grab auf deine Welt, du blasse Schwester des Monds, süße Verlobte des klagenden Windes, schwebend unter

fliehenden Sternen — ...Heute ist Frühling. Zitternder Bote des Glücks,  
kam durch den Winter der Welt der goldene Falter ...

Liegler hat dieses Gedicht in seinem Buch „Karl Kraus“ (auf Seite 320 f.) mustergültig gedanklich und sprachlich analysiert, es bringt das Falter-Motiv, das es mit „Wiedersehn mit Schmetterlingen“ im dritten Band verknüpft und steht in antithetischer Verbundenheit mit dem zweiten Gedicht „Verwandlung“ (W. i. V. IV), eine der tiefst empfundenen und sprachgewaltigsten lyrischen Schöpfungen von Kraus:

Du bist mir nur von weitem noch. Und kaum  
an meinem Horizont ein Rand mehr, nur ein Saum  
purpurnen Abschieds. Nur noch eine Spur.  
Schien mir die Sonne? Nein, sie schien mir nur!  
Du bist es nicht! Den Brand noch im Gesicht,  
ruf' ich dir nach: Bist du nicht, warst du nicht!  
Warum verglommst du mir? — Doch warst du, doch!  
Du warst, du bist es: denn ich seh' dich noch.  
Wohin entsinkst du mir? Zurück bleibt Nacht.  
Wo lebst du, leuchtest jetzt? Wohin die Pracht?  
Noch spielt mein Geist mit deinem Licht; im Wähnen  
um das lebendige, stets nachgezogen,  
schaff' deinem Schimmer ich durch meine Thränen  
den nie verlöschend letzten Regenbogen.

Ich weiß von Wüsten, wo ein Mittag war  
und nichts als Lust,  
und alles wurde klar.  
Aufriß das große Licht mein Menschenauge,  
daß ihm die dunkle Welt nicht taue;  
und aller Ursprung wurde mir bewußt.  
Und über mir war Mittag, stand die Zeit,  
und eine Weile war Unendlichkeit,  
ein Teil von dir. Mit Armen hielt ich sie,  
da war kein Anfang und das Ende nie!  
Dein Strahl traf durch mein Haupt und diese Welt  
brach auf in Flammen, die mein Herz verbrannten.  
Als alle Sinne dich erkannten,  
war ihnen gleich der Geist gesellt.  
Naturhaft jedes Ding um uns; der Mond  
nannte dich Schwester, und ein weher Wind  
war Stimme dir, die Stürme übertönt,  
und Sterne flohen, schwebten wir vorbei.  
Vorbei du mir! Dies ist der andre Herbst,  
dem niemals mehr entwandelt die Natur;  
sie ging ins Grab, woraus ich sie empfang.  
Und überall ist nichts als Zeit, und nichts  
als Erde. Und du ließest nichts zurück  
als die Gewalten, die mich rückwärts rufen,  
und alles Opfer, das umsonst sich bietet,  
Herzuntergang in gnadenloser Weite,  
irres Gebet zu niemand und um nichts,  
gottlosen Altar, sternenhafte Nächte,  
furchtbare Mächte der Gewesenheit!  
Ich renne rasend durch die Erdenzeit  
zurück in dich und finde dich nicht mehr!



Gleich der Beginn ist wuchtig, unkonventionell, nichts beachtend als die Qual des Verlustes. Hier sprengt der Schmerz gleichsam Form und Rhythmus und es bleibt nur dieser ungewöhnliche, schwere Satz: „Du bist mir nur von weitem noch“, das ist: du existierst sozusagen nur mehr am Rande meines Lebenshorizontes, mir abgekehrt. Und wieder, wie in „Schäfers Abschied“, der Zweifel: War diese Sonne denn je, war diese Liebe wirklich — wenn sie enden konnte? Ja, es war doch einmal, wenn auch Nacht wurde durch den „Verlust“, wenn diese Sonne der Liebe auch anderswo leuchtet. Irgendwie vermag es die Intensität des dichterischen Empfindens ihrem Glanz und Schimmer den „nie verlöschend letzten Regenbogen“ zu ziehen, in der Phantasie und durch sie, ganz ähnlich wie auch in „Schäfers Abschied“ das letzte Wort: „Ich bewahr’ die Dichtung“ blieb. Aber hier ist der Trost der Kunst noch nicht allmächtig, hier kommt Erinnerung mit flammender Pracht: „Ich weiß um Wüsten, wo ein Mittag war / und nichts als Lust . . .“. Auch durch die Worte: „Da war kein Anfang und das Ende nie!“ fügt sich „Verwandlung II“ in den Sidonie-Zyklus ein, denn sie war es, die ihm das Leben löste“ von dem Fluch der Zeit“ (Landschaft, W. i. V. 2).

Wieder ist sie gemeint, wie in „Verwandlung I“, wenn es heißt: „Der Mond nannte dich Schwester“ (dort: „Blasse Schwester des Mondes“). Dann bricht in „Verwandlung II“ das große Furioso der Verzweiflung los: „Vorbei du mir! Dies ist der andre Herbst . . .“. Nach dem ersten Herbst, in dem Annie Kalmar ins Grab sank, gab es für den Dichter noch einmal eine Auferstehung, eine „Verwandlung“. Nun aber ist auch der Herbst seines Manneslebens nicht mehr weit und „... du ließest nichts zurück / als die Gewalten, die mich rückwärts rufen . . .“.

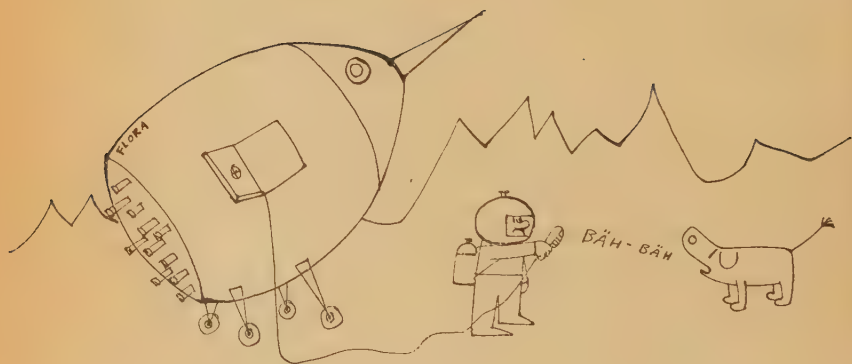
Die „Mächte der Gewesenheit“ rufen auch aus der traurigen Melodie des Gedichtes „Slowenischer Leierkasten“ (W. i. V. 4), das sicher nicht nur rein äußerlich zwischen „Schäfers Abschied“ und „Verwandlung II“ steht. Die bittere Melancholie des Dichters, der „vor dem roten Himmelstore verlorener Liebe“ mit dem erinnerungsschweren Klang des Leierkastens das Leid allen irdischen Volks zu vermehren glaubt, und dem die hundertmal gehörte Weise die „entschlafenen Wonnen zu Qualen“ aufgestört hat, wird aber in dem unmittelbar hinter „Verwandlung II“ stehenden Gedicht „Unter dem Wasserfall“ zu stolzem Freiwerden. Noch ist das Erlittene auf die „Verwandlung“ deutlich bezogen: „Was ich mir selbst schuf, nahm mich selbst nicht auf, / und Wort und Weib, sie wiesen nach den Schatten / und alles Leben wurde ein Ermatten, / zurück in mich lief meiner Welten Lauf.“ Aber das Künstlertum überwindet; triumphiert klingt es aus: „Nun bin ich zu den Wundern heimgegangen / und auf der Gotteswelt allein. / Lust ohne Leiden, Liebe ohne Last, / Naturdrang ohne Scham und Schänken. / Wie hat der Wasserfall Bestand! / Wie segnet dieses Sonnenland / vor meiner Nacht mir die Gedanken!“.

Es ist zu vermerken, daß nach der zweiten „Verwandlung“ nur mehr die drei im folgenden Band noch an diesen Liebesschmerz anklingenden Gedichte „Traum“, „Die Verlassenen“ und „Als ein Stern fiel“ stehen und die spätere Lyrik fast nur Gedichte an die früh dahingeschwundene Jugendgeliebte Annie Kalmar oder an das Weib als solches enthalten. „Eros und der

Dichter“, dieser poetisch-philosophische Dialog, steht wie eine Brücke zwischen den Sidonie-Gedichten und denjenigen lyrischen Werken, die sich im allgemeinen mit der Frage „vom Weib“ befassen.

Baronin Nadherny hat seinerzeit Prof. Bloch mitgeteilt, es bezögen sich 51 Gedichte von Karl Kraus auf sie, ohne ihre allerdings durchaus glaubwürdige Behauptung durch ein Verzeichnis der in Frage kommenden Gedichte zu belegen. Da sie nach Prof. Bloch auch kurze Widmungen und Sprüche mit einbezog, wie zum Beispiel „Die Hörerin“ (W. i. V. 2), wird eine lückenlose Zusammenstellung wohl erst nach Zugänglichmachung der Briefe möglich sein.

So wird es klar, wie sehr sich die beiden nunmehr der Krausforschung gestellten Fragen grundsätzlich berühren, wie entscheidend die Auffindung der Briefe gerade für das Problem der Ein- und Zuteilung des lyrischen Werkes sein wird. Immerhin scheint die Gruppe der für Sidonie von Nadherny geschriebenen Gedichte durch das, was Werner Kraft in seinem Buch darüber sagt, ergänzt durch den hier gebrachten Beitrag, in ihren wichtigsten Stücken jetzt einwandfrei festgestellt.



AUFSCHLUSSREICHES INTERVIEW MIT DEM MONDKALB

## Baumeister des deutschen Theaters

Die Reihe enthält Beiträge über Max Reinhardt, Edmund Reinhardt, Erwin Piscator, Leopold Jessner, Erik Charell, Carl Hagemann, Gustav Hartung, Theaterkritik und Kritiker.

### III. Erwin Piscator

War Max Reinhardt zweifellos der glücklichste Regisseur der Epoche, so möchte man den viel-geannten, viel-gerühmten, viel-gescholtenen Erwin Piscator einem kühnen Kapitän vergleichen, dessen Eroberer-Schiff nach mancher abenteuerlichen Fahrt schließlich heillos zerschellte. Piscators sensationelles Schaugerüst am berliner Nollendorfplatz ist vor drei Jahrzehnten eingestürzt. Gleichwohl war sein Baumeister ein Meister der Szene und ist eine theatergeschichtliche Tatsache.

Nach 1925 weckten der längst populäre Max Reinhardt und der viel jüngere Erwin Piscator gleichzeitig im berliner und, darüber hinaus, im deutschen Theaterbereich die breiteste und lauteste Resonanz. In der Tat ist damals, während einiger Jahre, der rasch zum Regie-Star avancierte Homo novus aus Marburg der wahre Antipode des Meisters der Schumannstraße gewesen, in Wuchs und Wesen dessen genaues Gegenteil. Reinhardt war und blieb, wie er selbst oft sagte, eigentlich immer und noch in der Glorie seines einzigartigen Ruhms: der Schüler Stanislawskis. Gelehrig lernte er, und sehr systematisch lehrte er, wirkte er, baute er an jenem organisch gezüchteten Reinhardt-Stil, den selbst die Kultur-Tyrannie des Dritten Reichs nicht zu paralysieren vermochte und der noch immer fortwirkt als Beispiel und als Schule. Auch die anderen Regisseure der nämlichen Epoche — Jessner, Viertel, Hartung, Hagemann, Weichert, Engel, Hilpert, Martin, Fehling, Gründgens — waren Exponenten systematischer Kultivierung. In aller Differenzierung ihrer Farben und ihrer Temperamente sind sie nachweisbar als Ausdruck und Gestalter einer imponierenden Bühnentradition.

Piscator trat revolutionierend auf, bewußt als Anti-Traditionalist. Klassisch gewordene Normen, die ästhetischen und dramaturgischen Gesetze der Schaubühne überrannte er in furioser Unbekümmertheit, mit dem Anspruch eines prometheisch zerstörenden und prometheisch schöpfenden Genies. Im Anfang stand bei Piscator nicht das Wort, der Autor, das Drama, sondern eine politische Idee: die sozialistische, die marxistische These. Zunächst hatte er, als junger Regisseur, in die „Volksbühne am Bülowplatz“ das Ekrasit radikalster Ambitionen geschleudert. Er schalt dieses imposante Volkstheater, dessen Spielplan und dessen Stil „reaktionär“, „verbürgerlicht“. Nicht eine zeit-verbundene kämpferische Tribüne des Proletariats fand er am Bülowplatz, sondern — wie es in einem seiner Manifeste hieß — ein „kleinbürgerliches Gesellschaftstheater“. Nach vielen Rede-Schlachten, nach langen publizistischen Kämpfen und noch drastischeren Balgereien erwirkte Piscator die



Sezession der Unentwegten und gründete sein eigenes „Theater am Nollendorfplatz“. Er etablierte ein „dramaturgisches Kollektiv“, dessen Mitarbeiter — die Autoren Ernst Toller, Wilhelm Herzog, Leo Lania — zur Schaffung des spezifischen Piscator-Repertoires verpflichtet wurden. Am Nollendorfplatz brauchte man (originale oder bearbeitete) Szenarien, die ein a priori gegebenes, eben das marxistische Politikum demonstrierten. „Wir fangen immer von vorne an!“ — das war, bevor das Spiel begann, als Parole auf eine Leinwand projiziert. Der Prologus — etwa zu „Hoppla, wir leben“ oder zu „Rasputin“ — war ein Film, der marxistisch bewies, daß die Menschen des Dramas und ihre Schicksale „Produkte der Verhältnisse“ sind. Es war eindeutig das „Theater der materialistischen Geschichtsauffassung“ — und dieses hatte es in Berlin, in Deutschland nie zuvor gegeben.

Zu diesem geistigen und dramaturgischen Spezifikum erfand Piscator einen technischen Apparat, der ebenfalls erstmalig war und vorerst einmalig geblieben ist. Man inszenierte damals seit langem auf allerlei Drehscheiben, Drehbühnen, Versenk- und Schiebebühnen. Längst schon waren die sogenannten „Widerstände“ konstruiert worden, die eine Beleuchtungsregie ermöglichen. Reinhardt hatte geradezu „Licht, Luft, Farben und Glanz“ erfunden. Viele Regisseure wußten mit dem Film, viele Bühnenarchitekten mit Projektionen umzugehen. Dem aufbegehrenden Piscator genügte all das nicht. Offensichtlich erstrebte er eine technische Originalität, die als Charakteristikum des „Maschinenzeitalters“ gelten konnte und des auf der Szene triumphierenden „sozialistischen Jahrhunderts“. Jedenfalls: so wie bei Piscator waren seit Goethe niemals „Prospekte nicht und nicht Maschinen“ geschont worden. Motore knatterten. Eiserne Schienen und Träger quietschten und krachten. Laufbänder rollten horizontal in allen Richtungen. Stege, Treppen, Lifts hoben sich, senkten sich oder sausten sonstwie vertikal durchs Bühnenhaus. Als dann die Piscator-Bühne in Konkurs geriet, zeigte sich ein bezeichnendes Novum in der Theatergeschichte. Die beträchtlichsten Forderungen wurden nicht vom Personal wegen unbezahlter Gagen oder von Ateliers und Werkstätten wegen unbezahlter Kostüme und Dekorationen angemeldet, sondern von Eisenwerken und Maschinenfabriken. Daß ein Theaterfundus „verschrottet“ wurde, war gleichfalls noch nie vorgekommen.

Einer der klügsten berliner Theatermänner sagte damals: „Von Politik verstehe ich nichts. Aber mit Theater hat das nichts zu tun.“ Heute, in weitem zeitlichem Abstand, muß man in der Tat Piscators Experiment als ein eklatantes Mißverständnis erkennen. Tairoffs moskauer „Entfesseltes Theater“ blieb noch in seiner extremsten Entfesselung den unverrückbaren Gesetzen der Schaubühne treu verbunden. Wenn in Wildes „Salome“ auf hohem Kothurn agiert wurde, wenn in Shaws „Heiliger Johanna“ in der Gerichtsszene die Ankläger und Richter Masken trugen, wenn in Lecoqs „Giroflé-Girofla“ durch bizarre Übertreibung des Gestus, durch Akrobatik und Equilibristik, aber auch durch Klettergerüste und tanzende Versatzstücke die Operette zu einer phantastischen Burleske gesteigert war, so ist bei Tairoff dennoch in keinem Augenblick das ästhetische Gesetz des Theaters ignoriert gewesen. Piscator aber drängte nicht zum szenischen Gleichnis, sondern zur direkten Aussage; zum dramatisierten Manifest, nicht zur dramatischen

Gestaltung; zur politischen Tribüne, nicht zur artistischen Übersetzung; zur Verblüffung, nicht zur Erschütterung. Sein Reich war nicht die Shakespeare-Welt zwischen der polaren Tragödie und der polaren Komödie. Es war begrenzt von politischen Barrieren, eingepfercht in die politische Doktrin. Als Piscator Schillers „Räuber“ — als Gast im „Staatlichen Schauspielhaus“ — inszenierte, wurde unversehens der dramatische Motor in die Gestalt des Spiegelberg verschoben, der, als Trotzki maskiert, in den Böhmisches Wäldern zur Sozialen Revolution des zwanzigsten Jahrhunderts aufrief.

Dennoch war Piscator zweifellos ein Meister der Szene. Das erwies er überzeugend, als er — gleichsam von der Politik beurlaubt — zu den Fundamenten der szenischen Kunst zurückfand: von der Doktrin zum Wort, vom Typ zum Menschen, von der Maschine zum Gestus. Schon auf der „Volksbühne am Bülowplatz“ war bisweilen am vorstoßenden Ellbogen des Tribünen die behutsame Hand aufgefallen, die in noch ungeweckten Schauspielern die Persönlichkeit aufspürte und diese zur plastischen Gestalt formte. Aber seine Meisterstücke gelangen ihm erst später. Den großartigen Molière-Spieler Max Pallenberg hatte zwar schon Max Reinhardt in dem wiener Operettenkomiker Pallenberg entdeckt gehabt. Jedoch erst Piscator gab diesem exemplarischen Tragikomödianten den „Braven Soldat Schweyk“. Er entfachte in ihm zu bisher ungekannter Bravour die ganze Substanz all seiner tragischen und komischen Elemente. Dann war's auf Victor Barnowskys elegantem Gesellschaftstheater, wo Piscator, in den von Carl Zuckmayer brillant adaptierten „Rivalen“, das Mimen-Trio Hans Albers, Maria Bard, Fritz Kortner zum höchsten Triumph ihres damals bereits berühmten Schauspielers-Daseins führte. Ganz konnte er's allerdings auch dort — als Gastregisseur im „Theater in der Stresemannstraße“ — nicht lassen. Während der Proben entdeckte eines Morgens der soignierte Hausherr Barnowsky, daß in sein stilles, vornehmes Institut Piscators Eisenschmiede eingedrungen waren, um ein Trottoir-roulant einzubauen. Es gab einen Streit, nein: einen Krach, von einer Lautstärke, wie ihn das Haus in der Stresemannstraße noch niemals erlebt hatte; und wenn Barnowsky sich finanziell den Verlust hätte leisten können, so wären die Probenarbeiten bestimmt abgebrochen und die Verträge gelöst worden. Immerhin betrat „Papi“ — so hieß Barnowsky in der Bühnenwelt — bis zur Premiere sein Haus nicht wieder. Für Piscator wurde die Aufführung zu einem seiner größten Siege, man möchte sagen: trotz jenem Trottoir-roulant. Denn es war der eindeutige Erfolg einer überragenden Wort-Regie. Die technische Pointe wurde diesmal weit draußen, an der Peripherie der Inszenierung entzündet. Es war nur noch — am Schluß des Stücks — ein szenischer Effekt, weitab von einer prachtvollen, ingenios erzauberten Wesenheit.

Nach vielen Kämpfen endete, lange vor 1933, Piscators berliner Karriere im Bankerott. Forscht man nach den Ursachen, fragt man, wie es kam, daß dieser starke Wille, dirigiert von einem klaren Intellekt und begünstigt von Musen und auch von Mäzenen, so bald versiegte und eigentlich nur im Historienbuch seine unverwechselbare Spur hinterließ, so stößt man abermals auf den fundamentalen Wesensunterschied, der ihn zum Antipoden Max Reinhardts prädestinierte. Hier, in der Schumannstraße, wuchs eine Meister-

schaft aus einer Schule organisch empor zu einer Schule. Dort, am Nollendorfplatz, applaudierte man einer Improvisation und — auch dies muß gesagt werden: — einem Charakter voller Widersprüche. Das muß es wohl gewesen sein. Denn noch immer und überall war es das klare Profil, die eindeutige Nachweisbarkeit, die dem schöpferischen Menschen den Stil und die nachwirkende Potenz verliehen hat. Erwin Piscator kam aus dem frommen Milieu einer marburger Bürgerlichkeit und war, auf seine Art, der radikalste marxistische Agitator. Und doch kennzeichnete schon die Physis seine bourgeoise Milieu-Gebundenheit. Noch an der strahlenden Rampe, als frenetischer Applaus ihn umjubelte, verriet sein kleinbürgerlicher Habitus seine pastoralen Wurzeln, und diese wiederum verrieten die Sehnsucht des marxistisch agierenden Bürgers nach dem großbürgerlichen Komfort der Weltstadt Berlin. In den Proletariervierteln des berliner Nordens hätte ihn, den szenischen Praeceptor des Klassenkampfes, kein Mensch erkannt; in jeder Hinsicht wäre er dort als nicht-zugehöriger Fremder erschienen. Aber im komfortablen berliner Westen, an den weiß-gedeckten Tischen fashionabler Nachtlokale war Erwin Piscator geradezu populär. Sein „Theater der materialistischen Geschichtsauffassung“ war finanziert mit den Millionen eines Exponenten der berliner Hochfinanz. Dessen Frau war die reiche und verwöhnte Schauspielerin Tilla Durieux, ehemals eine Vedette im Reinhardt-Ensemble, dann Piscators Star am Nollendorfplatz. In seinem Parkett quitierten den Ruf zur Sozialen Revolution nicht die berliner Proleten, sondern die Smokings vom Kurfürstendamm und die wohlduftenden Damen aus Charlottenburg und Halensee. Nun muß man gewiß nicht mit den Demagogen glauben, eine sozialistische Gesinnung werde durch schmutzige Fingernägel und unge reinigte Zähne charakterisiert. Aber ebenso stimmt es nicht, daß die Lieblingslektüre der Plutokratie das Kommunistische Manifest sei. Wenn von einem großkapitalistischen Auditorium dennoch, wie es bei Piscator geschah, auf teuren Parkettplätzen Karl Marx und Lenin als Propheten einer messianischen Zukunft gefeiert wurden, so war's entweder Snobismus oder Perversion. Dieses Theater der Widersprüche wurde am Nollendorfplatz in Serienaufführungen geboten. Aber selbst in der Millionenstadt war die snobistische Oberschicht zu dünn, um eine Prosperität des auch wirtschaftlich falsch proportionierten Unternehmens garantieren zu können.

Vor dem Einbruch der Usurpatoren von 1933 mußte Erwin Piscator emigrieren, denn bei ihnen stand er, trotz ur-arischem Stammbaum, als Matador der Zersetzung auf der Schwarzen Liste. Aber nicht etwa Moskau lockte den prominentesten Szeniker der radikalsten marxistischen Schaubühne, sondern die bürgerliche Geborgenheit der westlichen Hemisphaere zog ihn magnetisch an. In New-York leitete er ein „Dramatic Workshop of the New School“ — ganz ohne marxistische Parolen. Seine Lieferanten sind heutzutage, nach seiner Rückkehr in die Heimat, nicht mehr die Maschinenfabriken, sondern die Dramatiker des bürgerlichen Theaters.



## Der moderne Mensch und die Tradition

### Unter dem Atompilz

Die Abgrenzung zwischen dem modernen Menschen und dem altmodischen oder antiquierten ist für jede Zeitepoche eine andere. Die Entwicklung ging meist allmählich und schonsam vor sich, es kam aber auch zu Sprüngen und tiefen Verwerfungen. Von uns aus gesehen war freilich der Unterschied zwischen dem Menschen von heute und dem von gestern noch nie so groß wie eben jetzt. Wir müssen in einem friedensvertraglosen Zustand leben und darüber hinaus sind wir in eine noch nicht dagewesene Lage gekommen, seit uns die Atombombe mit der Vereinigung alles menschlichen Lebens auf diesem Planeten droht.

Wolfgang de Boer will den „Modernen Menschen“ schon an seinem Haus, an seiner neuen Bauweise erkennen. Es ist de Boer zuzugeben, daß wir gewohnt sind, Kulturepochen nach dem Baustil zu unterscheiden, weil das Bauen die Grundlage der Daseinsgestaltung und der zuverlässige Ausdruck der Menschen ist, jedenfalls der „massivste“. Wenn man z. B. durch das heutige Frankfurt geht und sich an das Frankfurt vor seiner Zerstörung durch Bomben im Zweiten Weltkriege zu erinnern sucht, wenn man sieht, wie aus den kleinen Fenstern der Altstadt mit ihren Butzenscheiben, durch die man nicht hinaussehen konnte, Riesenfenster und Glaswände geworden sind, begreift man mit einem Schlage, daß das Verhalten des Innenraums zur Außenwelt in dieser Zeitspanne grundlegend verändert worden ist. Die Begrenzung des Innenraums ist möglichst aufgehoben, der Innenraum ist in den Außenraum eingegliedert und eingebaut worden. Die Innerlichkeit, die „Mitte“, die Zuflucht des früheren Menschen in sein Heim, ist aufgegeben; die Heimatlosigkeit findet in Stahl- und Eisenbeton ihren Ausdruck, nicht ihre Ursache. Aus der mittelalterlichen Weltflucht ist eine abstandlose Welt-hingabe geworden. Das Urbild des Wohnens, die Geborgenheit der Höhle ist preisgegeben worden. Der moderne Architekt begründet seinen Stil nicht etwa mit dem Baumaterial, sondern mit Recht auf den Zeitwandel in der Idee, er fühlt sich als Erfinder und Wegbereiter, nicht nur als Diener seines Materials, er will seines neuen Standes bewußt, wieder „Zelte“ errichten, unbeschwert, leicht beweglich, um ungebundenes, mit einem Worte nomadenhaftes Leben wieder möglich zu machen (Otto Bartning).

### Die abstrakte Kunst

Die Bestätigung dafür, daß die Preisgabe des Innenraums durch den modernen Architekten, der, wie wir sahen, nicht nur Fenster und Türen aufreißt, sondern auch die Wände gläsern und durchsichtig macht, nicht aus technischen oder zweckmäßigen Gründen erfolgte, sondern die Veränderung in der Stellung des Menschen zur Welt symbolisiert, liegt in der künstlerischen Entwicklung. Die Farben, die Leinwand, Ton und Erz, Stein und Holz sind dieselben

Materialien geblieben, so daß man auf deren Veränderung den Sprung in die modernste Kunst nicht stützen kann.

Ein klinisch sicheres Bild der Entwicklung unserer abstrakten Kunst gibt das Gesamtwerk Kandinsky's, das Gabriele Münter in diesem Jahre der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat, die ersten 15 Jahre dieses Jahrhunderts gibt es fast völlig in der Kandinsky'schen Sicht wieder. Diese Entwicklung ließe sich auch auf andere Weise aufzeigen, aber in so eindringlicher dokumentarischer Gründlichkeit ist es erst seit dem hochherzigen Schritte Gabriele Münter's möglich. Da wird gezeigt, wie der Dorpater Dozent der Rechte und der Nationalökonomie den Sprung vom „Reisigen Ritter“ bis zum „Blauen Reiter“ gemacht hat — von einem „Weg“ kann man schon nicht mehr sprechen. Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hat Kandinsky Bilder gemalt, die in Worpswede hätten entstanden sein können, den Brautzug z. B. mit dem schlanken langhalsigen Jüngling im Harnisch, oder die Bäume des Parks von St. Cloud, die als Vorlage für den Siegfriedswald in Fritz Langs Nibelungen verwendbar gewesen wären.

Die Tiere und Gestalten dieser Bilder stimmten noch mit der bisherigen Anschauung von Körperformen überein. Aber ein paar Jahre später malte Kandinsky dann die Kuh, man erkannte Euter und Schwanz, Flanke und Rücken, aber die Teile waren voneinander gelöst und anders geordnet als der katalogisierende Mensch bisher solche Gebilde sah. Der Dozent Kandinsky konnte zwar eine Hörschaft um sich sammeln, er war Vorsitzender der Münchner Künstlervereinigung mit dem bezeichnenden Namen Phalanx, aber die Öffentlichkeit lehnte ihn ab, die Zeit war vor dem Ersten Weltkrieg noch nicht reif. Für sein grundlegendes Werk „Über das Geistige in der Kunst“ fand Kandinsky keinen Verleger.

Außerhalb der Phalanx wurde fast zur selben Zeit der Kubismus geboren, gleichzeitig der Futurismus, der Dadaismus und schließlich der Expressionismus. Arnold Schönberg schrieb die erste atonale Musik, aber die Pffiffe des sonst so geduldigen und vornehmen Publikums in den Philharmonien tönnten noch schriller als die seiner Querpfeifen. Ein gütiges Geschick brachte Kandinsky mit Franz Marc zusammen, beide hatten sie die gleiche Vorliebe für Blau — wer erinnert sich nicht an die blaue Blume der Romantik? Der Blaue Reiter entstand und das Kriegsgeschrei der abstrakten Kunst.

Nach Malraux „Psychologie der Kunst“ werden am Tage des Gerichts nicht die gewesenen Formen des Lebens, sondern ihre geschaffenen Statuen die Menschheit vor Gott vertreten. Wenn man Kandinsky's späte Improvisationen anschaut, die er manchmal nur numeriert, manchmal auch bezeichnet wie „Sintflut“, „Nächtlich“, „Klamm“, „Lyrisches“, so kann man allerdings annehmen, daß sie am jüngsten Tage davon zeugen, wie die Menschen, die solche Schrecknisse als die echte Darstellung ihres Kunstempfindens bewerteten, unter der Drohung lebten, vielleicht am nächsten Tage durch den Einsatz der thermo-nuklearen Waffen die Erde unter den Füßen zu verlieren. Die offiziellen Fotos, die wir von den Atompilzen, die nach Auslösung einer Atombombe in der Atmosphäre entstehen, mitgeteilt bekommen, geben keinen entfernten Eindruck von der Kraft der Vernichtung, die entfesselt worden ist. Dies kann höchstens ein Werk wie Kandinsky's „Unbenannte Improvisation“ erreichen, die uns mit einem Schauer anrührt und uns die Vorahnung

von der Zertrümmerung der letzten Einheit vermittelt, die wir bisher im Atom glaubten gefunden zu haben.

Aber an einem Punkt muß die Atomisierung Halt machen: vor der Anatomie des Menschen. Die einzige Konstante bleibt nun für den Menschen seine Körperlichkeit, die über gegebene Grenzen nicht hinausgeht. Diese Grenzen liegen in den olympischen und anderen Rekorden tabellarisch fest, sie lassen sich gelegentlich etwas ausbuchen, aber nicht wesentlich verändern. Früher fühlte sich der Mensch in diesen Grenzen wohl, sie vermittelten ihm das Ideal der Schönheit, die Griechen empfangen das Göttliche in der menschlichen Körperform. Aber der moderne Mensch gerät in die Situation, daß er Maschinen und Apparate entwickelt, für deren Bedienung er unzulänglich ist. Die Apparate sind dem Menschen überlegen, sie sind, wenn Zweckmäßigkeit Schönheit bedeutet, schöner als der Mensch. Er kann Fluggeräte entwickeln, Raketengeschosse, die in den Weltenraum dringen, aber er kann nicht mitfliegen, er hält die Beanspruchung nicht aus, die diese Apparate meistern und damit ihren Schöpfer beschämen. Es wird für den Menschen eine Qual, daß er nicht leisten kann, was er als Erfinder leisten müßte. So kommt es zu der grotesken Folgerung, daß sich der Mensch vor seinen Geräten schämen muß. Günther Anders analysiert dieses Schamgefühl: Der Mensch kommt auf einmal nicht mehr mit, er ist kleiner, als er sein möchte, er sinkt zu einer Art Fehlkonstruktion herab. Und das Schlimmste daran ist, daß er die Fehler wohl sieht, aber nicht zu ändern vermag, wie er sie an seinen Apparaten verbessern könnte. Er vermag bereits Rechengeräte zu schaffen, die das menschliche Gehirn an Präzision und Schnelligkeit weit in den Schatten stellen. Wenn ein Organ erkrankt, so kann es vielleicht manchmal gebessert oder geheilt werden, aber bei der Maschine kann man einen schadhafte Teil völlig ersetzen. Wir haben keine Ersatzreifen, wenn unsere Füße einmal abgenutzt sind.

Aus diesem Schamgefühl heraus hat sich eine Bestrebung entwickelt, die die dargestellte Unzufriedenheit des Menschen mit sich in besonders eindrucksvoller Kontrastwirkung zeigt: die Ingenieurarbeit am Menschen, das Human Engineering. Da der reale Mensch in seiner Selbstkritik gegenüber dem vollkommenen Gerät zu einer Art Untermensch geworden ist, muß er seine Rüstung zu steigern suchen, aber nicht wie der faustische Mensch durch Anmaßung mystischer Kräfte, sondern auf dem Wege der Anmessung, der Anpassung an die technischen Erfordernisse.

### Stille Winkel gibt es nicht mehr

Imerhin besteht noch die Möglichkeit, sich vom Human Engineering fernzuhalten, ebenso von Jazz-Musik und abstrakten Bildern. In allen großen Kriegen blieben stille Winkel übrig, an denen die Zerstörung vorbeigebrast ist. In seiner „Kritik der Zeit“ bemerkt Walther Rathenau, daß die Erde in solchen Winkeln alles aufbewahrt, was scheinbar schon ausgestorben ist, so daß, wie er sagt, alle zentrische Bildung von heute zur peripherischen von morgen werde und jeder Schritt abseits vom Wege auch einen Schritt abseits von der Zeit bedeute.



An einer solchen, im Jahre 1917 gemachten Bemerkung kann man ermessen, wie sich die Situation verändert hat. Seit wir unter der Bedrohung der Atombombe leben, wissen wir, daß die Auslösung einer Reihe von Superbomben keine Schlupfwinkel mehr übriglassen könnte. Es gibt keine kriegerischen Außenseiter mehr, die Neutralität ist mit ihrer ideologischen Kraft antiquiert. Walther Rathenau war noch so glücklich, sich nicht selbst halbieren zu müssen. Seine ganze Lebenszeit gehörte für ihn noch in die Moderne, denn er verlegte diese Grenze ja vor die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in die Periode, in der die Weltstädte etstanden. Rathenau würde seine Grenze zwischen der altmodischen und modernen Zeit verlegen müssen, wenn er hörte, daß nun auf einmal die Möglichkeit nicht nur denkbar, sondern als akute Gefahr gegeben ist, morgen schon die Erde zu einem verseuchten Trümmerfelde zu machen, auf dem kein Mensch mehr einem anderen begegnet. Walther Rathenau wußte nur, daß der Mensch sterben muß, als Einzelmensch, aber er kämpfte in jeder Minute seines Lebens gegen das Unrecht und für die bessere Zukunft, getragen von dem Optimismus, „daß in der Welt keine Tatsache und Realität in die Erscheinung treten kann, die, sei sie auch noch so verwirrend, sich nicht mit Lust und Humor zum Guten wenden ließe“. Faust war für ihn das Idealbild des Menschen; wie Faust wollte er die Menschheit weiterbringen und sich für sie opfern, er verkörperte die unendliche Sehnsucht nach dem Unendlichen. Nun aber ist es dem Menschen in die Hand gegeben, das Endliche endgültig zu enden, also eine ganz neue Art der „Un-Endlichkeit“ zu verwirklichen. Mit einer kühnen Metapher bezeichnet Günther Anders („Die Antiquiertheit des Menschen“, München 1956), diese neue Spezies Mensch — geistig, nicht körperlich neu — als Herren der Apokalypse, als Titanen mit der Omnipotenz endgültiger Vernichtung.

Eine neue Blüte des kirchlichen Lebens scheint zwar nach dem Zusammenbruch des kirchenfeindlichen Hitler-Reiches angebrochen zu sein. Aber dies ist nur eine Scheinblüte ohne Früchteansatz. Ich bin der Auffassung, daß es ein modernisiertes Christentum nicht gibt, sondern daß Christ nur derjenige ist, der ohne jeden Zweifel die Gewißheit hat, nach seinem Tode vor seinen ewigen Richter gestellt zu werden und zu diesem Ende aufzuerstehen. Wer das nicht haargenau glaubt, kann in der Vernichtung der Menschheit durch die thermo-nuklearen Waffen nicht den Beginn eines himmlischen Reiches sehen, sondern steht unter der nackten Bedrohung des Untergangs.

### **En attendant Godot — Luthers Apfelbäumchen**

Wie soll sich also der Mensch gegenüber der Atombombengefährdung verhalten, der die Weissagungen des himmlischen Reiches nicht wörtlich nehmen kann?

Die eine Möglichkeit wäre die des Blinde-Kuh-Spiels, die bewußte Pflege der Apokalypsen-Blindheit und deren Übertragung von der bisherigen theoretischen Beschäftigung mit der Apokalypse des Hl. Johannes auf die vielleicht morgen einsetzende Zerstörung aller Lebewesen auf der Erde. In dieser Richtung liegt die Tendenz, die die Atomgefahr zu verkleinern sucht. Das Wetter soll von den Bombenversuchen beeinflusst werden? Ach was — wie kann eine einzelne Bikini-Bombe den unfassbar großen Luftraum lebensschäd-

lich machen? Machen wir lieber aus dem bösen Wort „Bikini“ ein angenehm harmloses, indem wir mit Bikini einen Gegenstand des Sex-Appeals bezeichnen. Diese Methode ist nicht neu; als „Après nous le déluge“ hat sie schon einmal auf Kosten einiger glücklicher Jahre zu einer Katastrophe geführt. In unserer Situation wäre sie doppelt verhängnisvoll, weil uns niemand viele Jahre mehr sicher in Aussicht stellen kann, und weil ferner dadurch die einzige reale Möglichkeit verbaut würde, der Atomgefahr durch gesteigerte Kontrolle der Männer, die über ihren Einsatz entscheiden, zu steuern. Gegenwärtig wird die Atombombe nicht anders behandelt als etwa ein neuer Düsenjäger, sie steht nicht unter Menschheitsverschluß, sondern ist ein anerkanntes Mittel der aktiven Politik und eines evtl. Kriegseinsatzes. Während der Suezkrise waren die amerikanischen Bombengeschwader bereits eine ganze Nacht lang einsatzbereit in der Luft. „Die Abschreckung hat uns den Frieden gerettet“, hat gerade General Norstad vor dem amerikanischen „Council on Nato“ ausgesprochen. Wenn die Russen nicht auch in letzter Minute zurückgezuckt hätten, dann wäre es also so weit gewesen.

Noch heller leuchtete der Blitz in das Gewitterdunkel, das über uns schwebt, als die Göttinger Achtzehn sich im April 1957 gegen die Atombewaffnung der deutschen Streitkräfte aussprachen. Aber ihr Protest erreichte nichts als ein Unbehagen, denn ein Protest gegen die Gefahren der Gewitter kann immer nur die ihm nun einmal ausgesetzten Menschen zur Vorsicht mahnen, nicht die Gewitter abschaffen. Hans Zehrer analysiert die beiden Eliten, die da aufeinanderstießen und sich schließlich im Palais Schaumburg auf eine ebenso unbehagliche Erklärung einigten. Die Atomforscher, die die größte Revolution der Menschheit heraufbeschworen haben, können das Gekane nicht ungeschehen machen, jetzt ist es in die Hand der Politiker und Militärs gelegt, „die Massen heil aus den Runden des Übergangs in die neue Wirklichkeit zu bringen.“ Die Atomwaffen spielen gegenwärtig eine Rolle, durch Abschreckung zur Rettung des Friedens beizutragen.

Eine andere Möglichkeit läge in einer Weiterführung der Linie, die in Becketts Stück „En attendant Godot“ schüchtern begonnen wurde: man wartet. Man wartet nicht ab, sondern man erwartet, genau das, was kommen muß, aber man wehrt sich nicht mehr dagegen. Das Leben ist zwar, weil demnächst endgültig verlöschend, sinnlos geworden, ohne Motor und ohne Mobile, aber man macht trotzdem weiter, man bewegt sich auf der Stelle, man spielt Leben.

Man wird damit zum Nihilisten, und zwar zum erstenmal in extremer Ausschöpfung des Nihilismus. Bisher bejahte die Bombe des Attentäters die Moral, auch wenn er im Einzelfall mordete, er tat es ja nur, um gegen die Unmoral zu protestieren. Aber nun würde umgekehrt mit dem Auslösen der Atombomben ein gesetzlich zulässiges Mittel angewandt, das die Menschheit vor einem völkerrechtswidrigen Angriffskrieg bewahren soll, es auch tut, indem es die Menschheit vernichtet. Der Friede, der Kirchhofsfriede, wäre damit gesichert.

Es bleibt also nur ein dritter Weg, der durch eine goldene Mitte führt, und das ist derjenige, der zu unserem Thema wird: die Tradition.

Als Luther einmal gefragt wurde, was er mache, wenn er ganz sicher

erführe, daß die Welt am nächsten Tage untergehe, antwortete er, ohne sich lange zu besinnen, er würde ein Apfelbäumchen pflanzen.

Luther hat an die Auferstehung geglaubt und an die Darstellung, die der Hl. Johannes von dem Jüngsten Gericht und der Apokalypse gegeben hat. Er hat aber diesen Ausspruch nicht getan, um sich zu solcher Wahrheit zu bekennen. Wenn er mit dieser Parabel ein Bekenntnis für Weltgericht und Auferstehung hätte zum Ausdruck bringen wollen, so hätte er es auf andere Weise getan, man denke an seinen kleinen Katechismus und seine Kirchenlieder: „Auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.“

Luther wollte vielmehr mit diesem Gleichnis zeigen, wie der Mensch sich angesichts des Weltunterganges verhalten soll, nämlich so, als ob er gar nichts davon wüßte.

In der philosophischen Ausdrucksweise wird es als Aufgabe des Menschen erachtet, daß er sich selbst verwirkliche. In solcher Selbstverwirklichung wird der Sinn des Daseins begriffen. Diese Formulierung besagt ohne die Luther'sche Wortkraft dasselbe: Der Mensch soll sich auch noch in der kurzen Zeitspanne vor dem Untergang unverändert wie seither verhalten.

Das Pflanzen eines Baumes ist immer ein Geschäft, das für die Erben ausgeführt wird, namentlich wenn es sich um einen Apfelbaum handelt, der erst nach einem Menschenalter vollen Ertrag gibt. Der Bauer weiß, daß er die Äpfel erntet, die sein Vater ihm durch das Pflanzen des Apfelbaumes wachsen ließ und daß es seine Aufgabe ist, an seinen Kindern die Wohltaten seiner Eltern zu vergelten. Wenn also Luther von dem Pflanzen eines Apfelbaumes spricht, das am Vorabend des Weltunterganges vollzogen werden soll, so kann damit nicht ein Akt gemeint sein, der den Erben in den Besitz einer Ernte setzen soll, sondern eine nur auf den Pflanze selber abgestellte Handlung. Obwohl er weiß, daß seine Kinder die Äpfel nicht von diesem Baume schütteln werden, soll er so tun, als ob der gepflanzte Baum noch in einem Menschenalter Früchte tragen werde. Der vom Untergang Bedrohte soll also seinen letzten Tag als Werktag zu Ende führen, dem Herkommen getreu, so wie er es gewohnt ist.

Eine Episode, die den Sieg der menschlichen Größe über die Vernichtung anschaulich macht, ist aus dem chinesischen Kulturkreis überliefert: Ein junger Gelehrter, der im Bürgerkrieg zum Tode verurteilt wurde, wartet auf seine Hinrichtung. Während der Henker schon seine Vorbereitungen trifft, liest er eifrig in einem Buche. Als ihn dieser fragt, voller Hohn, warum er denn immer noch sich mit Lesen abmühe, erwiderte der junge Mann: „Es wäre schade, wenn dieses schöne Buch nicht gelesen würde“.

Für Luther war das irdische Leben eine Prüfung des Menschen, eine Bewährung seines Glaubens, was sich in ihm ereignete, war dem Fortschritt nicht unterworfen, jedenfalls war es ganz unwesentlich, Darwin war noch nicht Rex und Newton noch nicht Imperator, der Apfelbaum war nicht wichtig, weil er ein Apfelbaum war, der Früchte tragen sollte, sondern weil der Mensch, der ihn pflanzte, an ihm seine Haltung bewies. Der chinesische Student, der vor seiner Hinrichtung stand, kannte das Tao, war eins mit der ewigen Ordnung der Dinge, die vorübergehend einmal gestört werden konnte.



Dies aber war ein persönliches Unglück, ohne weitere Auswirkungen, die Wiederherstellung der Ruhe des Ganzen war gewiß. Notwendig und unveränderlich war alles, was geschah, in der Überlieferung lag die Gewähr, daß das richtig war, was man aus ihr heraus tat.

Die Tradition hat ihren wissenschaftlichen Ort in der Soziologie. „Ohne Überlieferung“, bemerkt Karl Jaspers, „kann der Neugeborene nicht einmal Mensch werden“. E contrario argumentiert, würde also ihn die Überlieferung erst zum Menschen machen. Aber diese Methode stimmt nur in der Rechtswissenschaft, in der Logik, die dadurch vorausbestimmt ist, daß der Mensch selbst auch die Prämissen gesetzt hat, aus denen er dann seine Schlüsse zieht. Sobald die Gefühle und die Seele auf den Plan treten, kann man nicht mehr e contrario argumentieren. Jaspers meint nicht den Menschen in seinem Verhalten zu Gott oder sich selber, sondern nur in seinem Verhalten zur Welt, also zu den Mitmenschen und den Gemeinschaften. Jede Überlieferung setzt eben eine Gemeinschaft voraus, aber auch hier dürfen wir nicht e contrario schließen, daß jede Gemeinschaft auch traditionsgebunden sei.

In der Soziologie hat sich eine Zweiteilung der Gemeinschaft durchgesetzt, Jaspers spricht von substantiellen und von technischen Gemeinschaften. Für unser Thema ist diese Unterscheidung besonders wichtig, weil die Tradition nur in der substantiellen Gemeinschaft gepflegt wird, während das technische Kollektiv der Gesellschaft auf den Augenblick abgestellt ist. Es hat keine Vergangenheit, keine Überlieferung, es entsteht und vergeht, wichtig ist nur, was in der Gegenwart existent ist. Die technische Gemeinschaft ist nicht gewachsen, sie ist geplant, jedes ihrer Glieder ist ersetzbar, alle Vorgänge in ihr sind wiederholbar, der Einzelne ist nur als Wirkfaktor interessant, das Ganze will nur wachsen, sich vergrößern, die Statistik ist der Wertmesser, Mensch und Material sind gleichen Ranges, werden entwickelt, verschlissen und ersetzt. Den Gegensatz bildet die substantielle Gemeinschaft, die aus der noch lebendigen Überlieferung kommt. Sie wird durch Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Zusammengehörigkeitsgefühl und gemeinsame Anschauungen getragen. Die Seele der substantiellen Gemeinschaft ist die Tradition. Carl August Emge meint im Grunde dasselbe, wenn er organisch-kollektive Momente von mechanisch-kollektiven unterscheidet. Der Gegensatz zwischen organischem und mechanischem Kollektiv ist vielleicht noch besser ausgeprägt, als der zwischen substantieller und technischer Gemeinschaft.

Karl Jaspers beklagt es, daß von dem reichen, lebendigen Kollektiv, in dem der Mensch sich früher selber fand, für den modernen Menschen, der in der technischen Gemeinschaft völlig aufgeht, nur noch der Betrieb übrig geblieben sei, in dem er eine Funktion habe, ersetzbar und überflüssig sei. Selbst in seiner Freizeit sei er auf den Betrieb, und zwar den Vergnügungsbetrieb angewiesen. Solche technische Gemeinschaften (mechanische Kollektive) sind auch die Wählermassen, soweit nicht ein Kern von politisch überzeugten Frauen und Männern in dauernden Bindungen sich zusammengeschlossen halten. Der amerikanische Publizist Walther Lippmann, dessen demokratische Gesinnung wohl nicht bestritten werden kann, bezeichnet in seiner Abhandlung über den Gemeinsinn die Abhängigkeit der Wählermassen von ihren

wechselnden Stimmungen als eine Krankheit der modernen Staatsform. Aber die Pluralität der Wähler sei nicht das Volk, sondern das Volk sei nur in seinen historischen Zusammenhängen zu begreifen. Die Geschichtslosigkeit und die Traditionslosigkeit bedingen einander, und dieses Manko ist eine reale politische Gefahr.

Als Beispiele für die substantielle Gemeinschaft erwähnt Jaspers den früheren Staat, die Familie und die „herrlichen Träume von Völkern und Kulturen“. Carl August Emge geht mehr ins Einzelne, er erwähnt als organisch kollektive Momente die unbewußte Intentio des ganzen Menschen auf Sitte, naives und nicht verkrampftes Repräsentantenbewußtsein, volks-, berufs-, standesgemäßes, typisches oder gattungsgemäßes Erleben z. B. des Walds beim Jäger, Wilddieb, Holzhändler, Maler usw. Aus diesen Andeutungen lassen sich lange Listen von Traditionsverbänden entwickeln, von den wissenschaftlichen Gesellschaften bis zu den Ringvereinen, von Malergilden bis zu Wanderklubs. Die Seefahrt ist reich an solchen Überlieferungen mit gewohnheitsmäßigen Festen und Gastmählern in ererbten Häusern. Besonders aufschlußreich aber ist das organisch kollektive Moment, das seit Jahrhunderten die Studenten an den Universitäten miteinander verbindet.

### Das Koordinatenkreuz

Jede Befassung mit der Tradition führt auf das Vaterland zurück. Es ist zuzugeben, daß dieser Begriff für unsere Jugend verdächtig geworden ist und daß die ältere Generation sich der Entartung schämt, die in der Überhitzung zum fanatischen Nationalismus zeitweilig festzustellen ist. Die Atomphysiker haben herausgefunden, daß ein bestimmtes Element in Varianten auftreten kann, die untereinander die gleichen chemischen Eigenschaften haben, aber verschiedene Atomgewichte. Dies sieht man ihnen nicht an, sondern der Wissenschaftler kann es nur mittels der Strahlen erkennen, die sie bei ihrem Zerfall aussenden. Analog kann die Vaterlandsliebe zum Nationalismus werden, und dann wird ein Spaltungsprozeß „unter sehr hoher Energieabgabe“ zustandekommen. Aber ebensowenig wie wir wegen dieser Möglichkeiten auf den Wasserstoff verzichten können, da wir ihn nun einmal zum Leben brauchen, können wir uns unsere menschliche Entwicklung ohne das Vaterland denken. Ohne die Pflege, die dem Neugeborenen durch seine Mutter zuteil wird, kann er nicht leben, und ohne den Schutz des Vaters kann ihn die Mutter nicht großziehen, und beide können ihre Aufgabe nur in einem Staatswesen erfüllen, das ihnen die Lebensbedürfnisse garantiert und ihnen die Möglichkeit verschafft, ihre Kinder zu Menschen zu entwickeln. Lebensstil und Sitte sind die Grundlagen jeder Humanität. Zur Tradition, dies geben selbst diejenigen zu, die das „Lieb' Vaterland“ als ridikül und antiquiert ansehen, gehört nicht nur das Festhalten an alten Bräuchen, sondern auch die Pflege des Erbes, das ständige Leben und die dauernde Verbindung mit den uns überkommenen Leistungen in Kunst, Wissenschaft und Technik.

Auf einer evangelischen Tagung hat ein junger Offizier kürzlich das Vaterland definiert als den „Raum, in dem Freiheit und Recht gültig sind.“

Dieser viel zu engen Formulierung ist sofort der britische Grundsatz entgegenzuhalten: „Right or wrong — my country.“

Freiheit und Recht sind leuchtende Ideale; aber ein Vaterland ist auch dort gegeben, wo sie zeitweilig verdunkelt sind. Es kann niemand leugnen, daß in der englischen Hymne „Rule, Britannia, Britannia rule the waves“ eine starke Vaterlandsliebe zum Ausdruck kommt, ohne daß die britische Herrschaft über die Meere einen Anspruch auf Recht und Freiheit für alle Menschen begründet. Das französische Nationalgefühl hat sich an der Gloire entzündet, man denke an den Napoleons-Kult und den Schlachtenruhm, der selbst heute noch in Frankreich spürbar ist und die aktuelle Großmachtpolitik Frankreichs bestimmend beeinflusst. Gloire und Grande Nation sind aber keine Aussagen über Freiheit und Recht.

Wer vor dem Ersten Weltkrieg zur Schule gegangen ist, wird sich noch an das patriotische Gedicht erinnern: „Was ist des Deutschen Vaterland“. Die Frage wurde in diesem Lied damit beantwortet, daß des Deutschen Vaterland größer sei als die derzeitigen Grenzen. Damit kommen wir dem Problem näher: das Vaterland ist weder ein Raumbegriff noch als Volksgemeinschaft zu verstehen, es ist ein Ideal, und zwar ein gemeinschaftliches Ideal der durch politische Zielsetzung verbundenen Menschen. Das gemeinsame Vaterland setzt nicht etwa Menschen gleichen Blutes voraus; alle Völker sind Rassengemenge, und selbst wenn in einem Volke eine Stammesart überwiegt, schließt diese Tatsache die Minderheiten nicht von der vaterländischen Idee aus. Auch die gemeinsame Kultur ist für den Begriff des Vaterlandes nicht entscheidend. Die Kultur, nicht als Geschichte, sondern als Lebensstandard betrachtet, gehört der Gegenwart an, insoweit von der Zivilisation nicht unterschieden. Kultur „hat“ man, sie hat nicht uns. Das Vaterland aber, das gemeinschaftliche Ideal hierdurch verbundener Menschen, weist auf die Zukunft hin, es ist nicht Besitz, sondern es ist Aufgabe, von der wir besessen werden. „Rule, Britannia, Britannia rule the waves“ heißt nicht etwa, daß die englische Seeherrschaft eine Grundstruktur der Weltordnung sei, sondern drückt den Wunsch aus, daß England die Meere beherrsche, um das zu tun, was die Aufgabe der Menschen auf Erden nun einmal ist, um sich zu verwirklichen. Daraus ergibt sich die sonst schwer verständliche Folgerung, daß das Ideal des Vaterlandes alle diejenigen verbindet, die sich zu ihm bekennen, einerlei, wo sie geboren sind. Man kann Engländer sein ohne „british born“. Man kann das Vaterland wechseln, wie die Millionen Deutscher bewiesen haben, die wegen ihrer demokratischen Ideale nach Amerika ausgewandert sind.

Die Frage, ob der moderne Mensch noch ein Vaterland hat, hängt also nicht von den Grenzen des Staates ab, der ihm einen Paß ausgestellt hat, auch nicht von dessen Verfassung, sondern davon, ob er mit anderen Menschen zusammen in einer Gemeinschaft lebt, die auf ein einheitliches Ideal zur Gestaltung des Lebens gerichtet ist.

Dadurch, daß ich in einem Staate ein auskömmliches Leben habe und daß es mir gut geht, gewinne ich noch kein Vaterland. Aber für Europa kann ich vaterländische Gefühle empfinden und Europa als mein Vaterland erleben.

Reine Nützlichkeitsbegründungen können niemals ein Vaterland begründen. Es entsteht erst dann, wenn die Bereitschaft gegeben ist, Opfer zu bringen. Dem Vaterland kann man nicht beitreten wie einem bürgerlich-rechtlichen Verein, mit Kündigungsrecht zum Jahresende, man muß sich ihm vielmehr



auf Gedeih und Verderb anschließen, endgültig mit ganzem Herzen, also ohne Vorbehalt, um die starken Wurzeln in seinen Boden zu schlagen (Friedrich Schiller, Attinghausen im Tell). An das Vaterland muß man glauben, es ist ein Begriff, den man nicht erdenkt und berechnet, sondern den man erlebt und verwirklicht. Es kann sein, daß das Vaterland schon existent ist, in dieser Lage sind seit langem die Engländer und Franzosen gewesen, aber auch die Franzosen haben sich 1789 aus Untertanen eines Königtums, dessen Träger nur die privilegierten Stände waren, ein neues Vaterland geschaffen, die französische Republik. Aber deren Satzungen schienen den Revolutionären nicht eigener Willkür zu entstammen, sondern der Notwendigkeit, der Vernunft, die sie als Göttin empfanden. Selbst wenn in der Formulierung eines solchen höheren Auftrages sich ein Irrtum einschleicht, berührt er nicht die gefühlsmäßige Wirklichkeit des Vaterlandes, die so stark ist, daß sie vielleicht das Leben fordert. Das Vaterland gehört in die Vertikale, wo nach unten Wurzeln getrieben werden, die in den Boden der Tradition reichen, während die Krone sich in der Zukunft entfaltet. Die Horizontale, auf der die Gegenwart angesiedelt ist, wird nur geschnitten. Die antike Symbolik hat den Janus-Kopf als Ausdruck der Zeit geschaffen, mit seinen zwei Gesichtern, dessen eines zurück- und dessen anderes vorausschaut. Auch das Vaterland gehört der Zukunft an und nimmt seine Voraussetzungen aus der Vergangenheit, ganz einerlei, ob diese positiv oder negativ empfunden wird, ob der Revolutionär umgestaltet, oder ob der Legitimist das Gegebene weiterentwickelt. So bleibt Napoleons Kaisertum immer ein Kind der Revolution, er selber war sich dessen bewußt und erkannte es als seine Aufgabe, die Revolution zu beenden und eine neue Form der Nation zu entwickeln. Wie Schatten und Licht, sind Vaterland und Tradition als Begriffspaar nicht voneinander zu trennen. Das Vaterland ist immer ein Gemeinschaftsideal, der Einzelne kann es nicht verwirklichen, darum gibt es in einer Diktatur nur ein Vaterland, das gegen den Tyrannen gerichtet ist. Der Ausspruch Ludwigs XIV: „L'État c'est moi“ ist ein Paradoxon, das wie jedes Paradoxon wörtlich genommen falsch ist und nur eine Tendenz deutlich macht. Das damalige französische Vaterland bestand aus den Angehörigen des Hofes und des mit ihm verbundenen Adels sowie den Klerikern, die zu den Ständen gehörten, ebenso wie der König selbst. Es gibt kein auf eine Kündigungsklausel gegründetes Ausscheiden aus einer solchen Gemeinschaft, sondern nur ein revolutionäres Losreißen, ein Abspalten des Individuums als Teil vom Ganzen, das mit dem Untergang des Individuums oder des alten Vaterlandes enden kann.

Die Frage, ob der moderne Mensch ein Vaterland haben kann, ist also unbedenklich zu bejahen. Ob er es hat, ist Schicksal oder Entscheidung des Einzelnen, sobald ein Gemeinschaftsideal vorhanden ist. Die Ungarn, die sich gegen die sowjetrussische Polizei und ihre Tanks erhoben, bekannten sich zu ihrem ungarischen Vaterland und verpflichteten damit nicht nur sich, sondern — im Gegensatz zum privat-rechtlichen Beitritt zu einem Verein — auch alle diejenigen, die mit ihnen im gleichen Raume unter menschlich unwürdigen Bedingungen lebten. In einer solchen Situation bekommt der Vaterlandsgedanke etwas Zwingendes, einer, der sich ihm entziehen will oder widersetzt, wird als Landesverräter empfunden. Auf einem anderen Blatte

stehen die Beschlüsse der Montan-Union, die wohl wegbereitend für ein europäisches Vaterland sein können, aber es so lange nicht sind, als sie noch zweckmäßig und gewillkürt erscheinen und nicht zwingend, notwendig und für alle im europäischen Raum verpflichtend sind. Am ungarischen Beispiel ist leider zu erkennen, daß es bei dem Vaterlandsideal nicht auf den Erfolg ankommt. Ein eingetragener Verein entsteht erst mit der Aufnahme in das Vereinsregister, aber das Vaterland wird durch den Glauben und den Einsatz für das Gemeinschaftsideal geschaffen. An irgendeiner Stelle muß es zur Tat werden, über den Entwurf hinausgehen. Mit dem Dichterruf: „Heilig Vaterland“ konnte selbst ein Rudolf Alexander Schroeder kein bündisches deutsches Vaterland erwecken.

Das Vaterland bedarf der Begeisterung und nicht der Logik, es ist keine Erfindung, die gemacht wird, sondern es ist eine Gegebenheit des sittlichen Menschen. Nach Goethe können zwar neue Erfindungen gemacht werden, aber es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den sittlichen Menschen Bezug hat. Solange es Menschen gibt, ist die Idee des Vaterlandes ihnen immanent, einerlei in welcher Ausgestaltung, aber immer in Bezug auf die Tradition und auf die Zukunft.

Mit Recht ist das Vaterland oft mit einem Baum verglichen worden, in dessen Ästen wir geborgen sind und aus dessen Wurzeln wir unsere Kraft ziehen. Wir werden also wieder zu Luthers Apfelbaum zurückgeführt. Die Drohung mit der Atombombe ist am empfindlichsten für die horizontale Ebene der Gegenwart, die Vertikale kann nur indirekt getroffen werden. Wenn der Himmel einstürzt, gibt es überhaupt kein menschliches Denken und auch kein Koordinatensystem mehr, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinigt. Aber diese Drohung ist für die Vertikale am wenigsten spürbar, für den Blick in die Zukunft hinein, für die Hoffnung genügt die Chance, daß es nicht zur vernichtenden Kettenreaktion kommt. Während der Gegenwartsmensch die Hoffnung als eine Trübung seines klaren Verstandes und seiner Entschließungen in der Horizontalen bekämpft, pflegt derjenige, der die Idee des Vaterlandes entwickelt, gerade dies Vermögen, das ihm Kraft für sein Leben in die Zukunft hinein gibt. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg!

## NÄCHTLICHE LANDSCHAFT

Dunkel schimmern  
die Risse deiner Haut,  
vom Strandgut voll  
der Dämmerung.

In den Dünen liegt  
dein Leib und läutet.  
Leise unter deinen Füßen  
knirscht der Schlaf.

*Kurt Sigel*

# ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

„Zu meiner Linken *die Akten*, zu meiner Rechten das Werk.“ So untersucht Jean Botrot die Rechnungsbücher großer Männer. Zum Beispiel Paul Verlaine: „Die ersten Kundgebungen des Ungeheuers gehen auf das Jahr 1866 zurück. Verlaine, damals 22 Jahre alt, verdient als Schreiber bei der Pariser Stadtverwaltung 3000 Francs im Jahr. Seinen Vater, einen braven und ehrenhaften Kapitän, hat er verloren und lebt mit seiner Mutter, der herrlichen guten Stéphanie, die er selbst so zärtlich und fein rühmen wird. Aber wenn der Alkohol fließt, gibt es keine Zartheit, keine Mutter mehr. ‚In der Nacht‘, erzählt ein Zeuge, ‚wenn er betrunken ist, schlägt er sie und verlangt Geld von ihr, dann zertrümmert er mit seinem Stock die Gläser, in denen sie pietätvoll den Fötus ihrer drei totgeborenen Kinder aufbewahrt‘.

Von Ekel erfüllt, sind wir einen Augenblick lang versucht, die Bücher des schändlichen Sohns weit von uns zu werfen.

Aber 1866, das ist genau das Jahr der Poèmes Saturniens. Wir blättern also doch in den Gedichten und nach und nach versinken wir in Nevermore:

Le premier oui qui sort des lèvres  
bienaimées . . .

in den Voeu:

O la femme à l'amour câlin et réchauffant,  
Douce, pensive et brune, et jamais étonnée,  
et qui, parfois, vous baise au front  
comme un enfant . . .

oder in Rêve familier:

Je fais souvent ce rêve étrange et pénétrant  
D'une femme inconnue, et que j'aime et  
qui m'aime,  
Et qui n'est, chaque fois, ni tout à fait  
la même,  
Ni tout à fait une autre, et m'aime et  
me comprend . . .

Hier sind alle ersten Meisterwerke, von den Chansons d'Automne bis zu jener Lassitude, angesichts derer wir das Privatleben des Dichters so leicht ironisieren können: „De la douceur, de la douceur, de la douceur . . .“ (*Antares*, Oktober 1957). Botrots Artikel basiert auf der Reihe „De quoi vivaient-ils?“

der Editions des Deux Rives, Paris. Außer Verlaine sind dort Untersuchungen über Voltaire, Molière, Balzac Tolstoi und Nerval erschienen.

Von der Akte zur *Aktie* ist kein so weiter Weg. Der Soziologe Paul Jostock gibt im Heft 5/1957 von „*Die neue Ordnung*“ bemerkenswerte Aufschlüsse über den Aktienbesitz in der Bundesrepublik. Nach seiner Schätzung sind weniger als 40 % der Aktien im freien Markt. Alles andere ist in festen Händen. Das heißt oft genug ineinander verschachtelt, das anonyme Machtzentrum bildend, das über der Gesellschaft liegt, Einflüsse ausübend; selbst aber kaum faßbar!

„Von dem erfaßten Kapital befanden sich 6,2 Milliarden DM im Schachtelbesitz bei anderen Aktiengesellschaften. Dieser verhältnismäßig hohe Betrag stellt also in Form der dauernden Beteiligung die Kapitalverflechtung der Gesellschaften untereinander dar. Gegenüber dem Jahre 1936, wo dieser Schachtelbesitz 24,7 % aller Aktien ausmachte, war er 1956 auf 26 % gestiegen. Besonders stark hat sich dabei der Anteil der Beteiligungsgesellschaften erhöht, so daß auf sie jetzt 11,8 % (gegen früher 8,2 %) entfielen.

Neben dem Schachtelbesitz der Gesellschaften gibt es einen weiteren Block von Dauerbesitz bei anderen Kapitaleignern. Er umfaßte 1956 etwas über 8 Milliarden DM, und sein Anteil ist von 31,2 % im Jahr 1936 auf 33,9 % im Jahr 1956 gestiegen. Drei Gruppen von Beteiligten werden hierzu angegeben: Von den 33,9 % entfielen 13,9 % auf die öffentliche Hand (Bund, Länder und Gemeinden), weitere 9,5 auf Ausländer, und die restlichen 10,6 auf sonstige Kapitaleigner. Der Anteil der Ausländer hat sich seit 1936 besonders stark erhöht, nämlich von 6,6 auf 9,5 %. Bei diesem Betrag handelt es sich ausschließlich um dauernde Beteiligungen des Auslandes.“

„*Wehr und Wirtschaft*“ heißt eine neue, teuer aufgemachte „Monatszeitschrift für Fragen der Streitkräfte der Bundesrepublik, Heer, Marine, Luftwaffe und die Belange der deutschen Wirtschaft“. Da sind sie also wieder,



und man kann nicht sagen, daß da eng und nationalistisch verfahren würde. Die Anzeigen (Ford-LKWs, Atar-Stahlurbinen, Saunders-Roe, Rolls-Royce, Vickers-Armstrongs und ein paar deutsche Firmen) verraten es. In einer freilich anonciert jemand „Wirtschaftsführer-Briefe“ mit dem empfehlenden Zusatz „Bis 1945 in Berlin ‚Nachrichtendienst für Betriebsführer‘. Bis 1951 ‚Finanzbriefe‘ von Dr. Hjalmar Schacht. Jetzt ‚Wirtschaftsführer-Briefe‘ / ‚Kontakt zwischen Politik und Wirtschaft‘“. — Und morgen? Ich empfehle ab 1959 „Der Wehrwirtschaftsführer im Dienst“. Das war noch nicht und doch schon da. Plus ça change, plus c'est la même chose. Wie hieß doch die kleine Notiz unter den Kurznachrichten, die so trefflich zu den imponierenden, wirklich imposanten technischen Wunderdingen paßt, die uns die Zeitschrift zeigt?

„Seit Jahren wird die Rangfolge der Orden diskutiert. Das Ordensgesetz entschied nun: Für die Ordensschnalle gilt die folgende Reihenfolge: 1. Bundesverdienstorden, 2. Rettungsmedaille, 3. Kriegsdienstauszeichnungen. Für Gegner dieser Regelung verwies Bundesinnenminister Dr. Schröder jetzt auf eine Lücke im Gesetz. In einem Brief an den Verband deutscher Soldaten heißt es, daß die Reihenfolge der Orden und Ehrenzeichen an der Ordensschnalle § 12 des Ordensgesetzes regle. Dieser Paragraph enthalte aber keine Strafandrohung für Ordensträger, die eine andere als die vorgesehene Reihenfolge wählen.“

Es lebe der Geist, der die Materie beseelet! Aber den Bundesminister, der Hinweise auf Gesetzeslücken gibt, sollte sich das Volk doch einmal ansehen. Minister sind dazu da, die Gesetze *auszuführen*. Und wenn sie damit nicht genug beschäftigt sind, ist etwas faul im Staate. Aber vielleicht hat „Wehr und Wirtschaft“ sich etwas zu weit vorgewagt? Fromme Demokraten sind doch nicht so . . .

Peter Schneider, ein ausgezeichnete junger schweizer Professor an der Universität Köln, kam in einer klugen Abhandlung über politische Verantwortung und Lehrfreiheit zu weit annehmbareren Schlüssen, als „Wehr und Wirtschaft“ sie dem Innenminister zutraut:

„1. Politische Verantwortung im Zeichen der Lehrfreiheit kann nie und nimmer politischer Aktivismus auf Kosten der Aufgaben des Lehrens, Forschens und

Lernens bedeuten. Primär sind wir auf unsere eigene Sache gestellt. Indem wir uns dieser Sache annehmen, erfüllen wir ein Stück politischer Verantwortung. Indem wir unser Studium ernst nehmen, leisten wir etwas, das auch politische relevant ist.

Was heißt Studium ernst nehmen? Das heißt nicht auf das Examensziel robotern, das heißt nicht Tag und Nacht im trüben Schein der Scheine büffeln. Das heißt in dem Gebiet, in dem wir ansetzen, fragen und gefragt werden, diskutieren, nachlesen, herumhören, über die Grenzen des Arbeitsfeldes hinausgehen, oftmals müßiggehen im Umgang mit diesem oder jenem Problem, mit einer Dichtung, mit Freund oder Freundin.

2. Politische Verantwortung kann aber auch nicht in dem Sinn verstanden werden, daß wir uns in die Pose des homme revolté stellen, prinzipiell die Wirklichkeit des politischen Alltags und seiner Vertreter anprangern, Aufbruch in neue, nie geahnte Lande predigen, oder die Enttäuschten markieren, deren Idealität an der dicken Realität scheitern muß. Es ist keineswegs unsere Sache, im politischen Raum tumultarisch und avantgardistisch aufzufallen, mit barrikadenkämpferischer Geste die Senkung des Milchpreises oder Einfuhr billigen Rotweines zu verlangen. Nüchterne Erwägungen und nicht Prügeleien mit der Polizei sind Zeichen unserer spezifischen Verantwortung.

3. Politische Verantwortung im Lichte der Lehrfreiheit heißt nicht notwendig, Engagement in der Alltagspolitik, heißt nicht notwendig Parteipolitik, heißt aber auch nicht Ausschluß von Parteipolitik. Wer keine Parteipolitik treibt, ist nicht notwendigerweise ein Verräter an der spezifischen politischen Verantwortung des Akademikers. Wer Parteipolitik betreibt ebenfalls nicht. Er ist dann allerdings nicht in erster Linie Akademiker, sondern ein Bürger, der seine Rechte und Pflichten ernst nimmt. Die politische Verantwortung als Akademiker verbietet es allerdings, nur Parteipolitiker zu sein, sie gebietet den Respekt vor der Möglichkeit anderer Parteinahme und Einsicht in die Ergänzungsbedürftigkeit des eigenen Standpunktes. Sie gebietet Nüchternheit im Urteil, weil sie in den Zusammenhang des Ganzen hineinstellt.

4. Politische Verantwortung im Lichte der Lehrfreiheit gebietet Wachsamkeit.

Wachsamkeit in Bezug auf die Möglichkeit von Überschreitungen der Grenzen der Lehrfreiheit aus dem Raume des Politischen; Wachsamkeit in Bezug auf Überschreitungen im Raume des Politischen. Primär geht's um die eigene Freiheit, alsdann um die Freiheit schlechthin; denn der freiheitliche Staat ist letztlich die Sache der freien Lehre und Forschung. Im Extremfall, ich betone im Extremfall, bedeutet politische Verantwortung im Lichte der Lehrfreiheit Kampf. Was das heißt erfahren wir am Beispiele Ungarns.“ (*Annales Universitatis Saraviensis*, Vol. V Fasc. 2 1956/57).

Morris Stockhammer, New York, erwies es an einem anderen Beispiel, dem „Großinquisitor“ von Dostojewskij. Dem außerordentlichen Essay entnehmen wir: „Die Demokratie hat ihren Achtstundentag, und selbst ihre Gefängnisse sind geräumiger. Aber die Despotie arbeitet totale vierundzwanzig Stunden täglich, mit Hochbetrieb bei Nacht, um ihre tagesscheuen Geschäfte zu erledigen. Bezeichnend ist das höchst persönliche ‚Eingreifen‘ des Inquisitors: er veranlaßt die Arretierung, er leitet das ‚Verhör‘. Das überpersönliche Gesetz herrscht nicht mehr dort, wo eine Berlon das Gesetz in ihre Hand nimmt — und man kann sich bei richtigen ‚Aktionen‘ (‚Säuberungen‘) auf keine Unterbekunft mehr verlassen. Ohne Haftbefehl, Verteidigung, öffentliches Gerichtsverfahren usw., wird das Opfer hinter verschlossenen Türen unter vier Augen überfallartig ‚gerichtet‘, um ‚morgen auf einen Fingerzeig‘ dem Scheiterhaufen überantwortet zu werden. Die ‚heiße, atemlose‘ Kellerluft des Verließes ist selbst ein Gefegfeuer. ‚Dixi‘, in demselben Kommandotone beschließt der Inquisitor die monologe Begegnung. Kein Kreuzverhör, keine Widerrede, keine Berufung.

Und das Volk ist zum Schweigen verurteilt. ‚Du hast nicht einmal das Recht‘, brüllt der Inquisitor seinen Gefangenen an, ‚Dem, was du früher schon gesagt hast, noch etwas hinzuzufügen, Schweige!‘ Er maßt sich an, die ganze Welt und alles Recht zum Schweigen zu bringen. Aber der Mann, der die Redefreiheit unterdrückt und Christus trotzt: ‚Wisse, ich fürchte dich nicht‘, ist dennoch, worauf alle Begleitumstände hindeuten, seiner Sache nicht so sicher. Tief im Innern zittert er vor dem zitternden Zorn des Volkes und nun vor seinem schweigenden Gegenüber, da er hinzu-

fügt: ‚Warum störst du uns hier?‘ Sie schweigen nicht ganz die Bannerträger der Freiheit, und erweisen sich ‚hinderlich‘. Die ‚Täglichen‘ Scheiterhaufen sind ein loderndes Zeugnis dafür, daß der Widerstand nie erlahmt. ‚Und zwar gerade‘ an dem Platze, wo der Inquisitor dem Tode dient, widmen sich die ‚Störenfriede‘ dem Leben (der in Sevilla erscheinende Christus macht einen blinden Mann sehend und ein totes Kind lebendig). ‚Wie vormalig weint die Menschheit ihre Tränen zu Ihm empor. Man wartet, man hofft auf ihn, man dürstet danach, für ihn zu dulden und zu sterben.‘ So bewegender Glaube muß einmal in Erfüllung gehen.

Einstweilen hat der Inquisitor das Ruder an sich gerissen: ‚Ja, die Sache hat uns‘ entsetzliche Schwierigkeiten gemacht, aber wir haben sie in deinem Namen doch zu Ende geführt.‘ Nein, es ist kein leichtes Unternehmen, die Demokratie nach den Spielregeln der Demokratie zu begraben, die antichristliche Machtergreifung im Namen Christi auszuführen, das ‚auführerische‘ Volk im Namen des Volkes zu versklaven, die Menschen ‚davon zu überzeugen, daß sie nur dann zu freien Menschen werden, wenn sie auf ihre Freiheit verzichten.‘ Und der Meisterpropagandist will uns einreden: ‚Jetzt endlich ist nach vieler Qual diese Glaubensfreiheit vollendet und fest gegründet.‘ Das wankende Reich der Unfreiheit ist nur in der Demagogensprache frei und fest gemauert.

Daher die Besorgnis unseres gegenwärtigen Staatsoberhauptes: ‚Du gabst die Macht, zu binden und zu lösen, in unsere Hände, und es ist selbstverständlich, daß du sie uns nicht wieder entziehen kannst. Weshalb kommst du also jetzt und störst uns . . . Sie haben ihre Freiheit uns zu Füßen gelegt.‘ Er versucht ‚Selbstverständlich‘ seine angemaßte Stellung zu legitimieren. Aber weder Christus, noch das Volk gab ihm ein unentziehbares Mandat zu absoluter Macht oder legte ihm die Freiheit zu Füßen. Der Inquisitor fürchtet nichts so sehr als den wiederkehrenden Charakter von Wahlen mit ihren Überraschungen und Neubesetzungen: ‚Da kommst du am besten gar nicht wieder.‘ Dieser Starke kann es nicht über sich bringen, von seinem ererbten oder erworbenen Besitz zu scheiden, wie es das Leben fordert.“ (*Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* XLII/4, 1956). Harry Pross

# WIRTSCHAFTS - RUNDSCHAU

In den wichtigsten Industrieländern der alten Welt hat das Tempo des wirtschaftlichen Wachstums entscheidend nachgelassen. Die Maßnahmen der Notenbanken und der Regierungen gegen Konjunkturüberhitzung und inflationäre Tendenzen wirken. Schon fordern Kreise von Wirtschaft und Finanz wieder eine das Wachstum beschleunigende „aktive“ Konjunkturpolitik. In zahlreichen Staaten befinden sich die Kräfte, welche die Stabilität der Kaufkraft der Währung und des Preisniveaus zu sichern und die Wechselkurse unverändert beizubehalten streben, im Gegensatz zu Forderungen, die Vollbeschäftigung unbedingt zu erhalten und durch Lohnerhöhungen den Arbeitnehmern steigenden Anteil am Sozialprodukt zu verschaffen. Die Einordnung der Lohnpolitik in eine Wirtschaftspolitik der Stabilität und langsamen gesunden Wachstums wird für die nächste Zeit eine der wichtigsten Aufgaben sein. Sie ist nicht nur wirtschaftlicher, sondern ebenso sehr innenpolitischer Natur. Von ihrer Lösung kann in den großen Industrieländern ebenso wie in den Entwicklungsländern nicht nur Stabilität oder Inflation, sondern sogar das Schicksal von Regierungen abhängen.

Die Diskussion über die Änderung der europäischen Wechselkurse, die sich im Sommer auf die Forderung nach einer Aufwertung der D-Mark zuspitzte, ist zunächst durch die britische und deutsche Erklärung vor dem Internationalen Währungsfond, die bisherigen Paritäten beizubehalten, beendet, besser gesagt: vorerst abgebrochen worden. Die Erklärungen haben indes die Gründe für die „verzerrten“ Wechselkurse nicht beseitigt. Aber man hat eingesehen, daß dies in erster Linie Aufgabe der jeweiligen Regierungen ist und eine Wechselkurs-Korrektur nur ein Kurieren am Symptom wäre. Derzeit konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf die Frage, ob die Stabilisierung des französischen Franc gelingen wird. Mit dem Inkrafttreten des Gemeinsamen Marktes verlagert sich die Frage der Währungsrelationen zunächst in die Zusammenarbeit der an der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) beteiligten sechs Länder.

Mit Beginn des neuen Jahres wird die EWG (und Euratom) ins Leben treten. Zwar erfolgt der erste Schritt im Zollabbau (Senkung 10 %) erst nach einem Jahr, aber dies Jahr wird eine Zeit wichtigster Vorbereitung sein. Die Bedeutung des Gleichlaufs in der Wirtschafts-, Finanz- und Währungspolitik der Mitgliedstaaten für ein Gelingen der EWG ist gerade in diesen Tagen besonders deutlich geworden. Die Abwertung des französischen Franc — eine absolut notwendige Maßnahme — hat den französischen Stahl zum billigsten innerhalb der Montanunion gemacht und damit eine erhebliche Marktstörung hervorgerufen. Zu ihrer Beseitigung bedarf die Hohe Behörde der Hilfe der französischen Regierung, die damit ein schwieriges innerfranzösisches Problem zu lösen hat. Der Vorgang zeigt drastisch, daß ein gemeinamer Markt nur funktionieren kann, wenn die Teilnehmer gesunde und stabile Währungsrelationen untereinander schaffen und bewahren. Dies ist nur bei einem Gleichlauf der Wirtschafts- und Finanzpolitik gesichert. Wie er erreicht werden könnte, ist im EWG-Vertrag nicht näher festgelegt. Der Ministerrat der EWG kann ihn allein nicht schaffen. Er bedarf dazu der Hilfe der nationalen Parlamente, die ihre Beschlüsse für die nationale Binnenwirtschaft auf diese übernationale Aufgabe abstimmen müssen. Hier wird viel Einsicht in die großen Wirtschaftszusammenhänge und starker „europäischer Wille“ notwendig sein.

Die Gewißheit, daß der Vertrag über die EWG zeitgerecht in Kraft tritt, hat den Bestrebungen, zusätzlich eine Freihandelszone zu schaffen, neuen Auftrieb gegeben. Wie die außerordentlichen sachlichen Schwierigkeiten dieses Projektes überwunden werden können, ist noch keineswegs zu erkennen. Der Wille, die Freihandelszone zu schaffen, erwächst aus der Sorge, die kleineuropäische Konstruktion der EWG könnte zu einem Gebilde führen, in dem sich die bisherigen Absatzmöglichkeiten für die Drittländer vermindern könnten. Diese Sorge um eine Umlagerung der Güterströme bewegt nicht nur die andern europäischen Mitgliedsländer der OEEC, sondern in



wachsendem Maße auch die außereuropäischen Entwicklungsländer. Auf der Tagung des GATT traten diese großen Spannungen zutage. Die Überseeländer befürchten besonders eine Bevorzugung der französischen Gebiete gegenüber ihren eigenen Liefermöglichkeiten. Auch die Freihandelszone ist ihnen suspekt, weil sie den Commonwealth-Ländern einen bevorzugten Zugang zu Europa geben könnte. Demgegenüber sind die EWG-Länder nicht gewillt, das GATT in ihre Konstruktion hineinreden oder die Durchführung von ihm kontrollieren zu lassen. Da auch in andern Teilen der Welt Gedanken über großräumige Wirtschaftsgebilde erörtert werden, wird das GATT sich dieser Entwicklung anpassen. Die weltwirtschaftlichen Spannungen sollten die EWG zu einer Politik gegenüber Drittländern veranlassen, die auch keinerlei Anschein einer Abschließungstendenz erkennen läßt.

In den Vereinigten Staaten ist die erwartete Herbstbelebung ausgeblieben; die Wirtschaft zeigt vielmehr gewisse Rückbildungen. Das Auftragsvolumen wächst langsamer, in wichtigen Zweigen vermindert sich sogar der Auftragsbestand. In der Werkzeugmaschinenindustrie lagen im September die Neuaufträge um 63 % niedriger als im gleichen Vorjahrsmonat. Die Lagerbestände erhöhen sich bei den Produzenten stärker als im Handel; die rückläufigen Anforderungen an Güterwagen lassen den geringeren Warenfluß zum Einzelhandel deutlich erkennen. Da der Konsum immer noch eine starke Konjunkturstütze bildet, bleibt das Urteil über die weitere Entwicklung zwiespältig. Überraschend löste die Tatsache, daß im Oktober der Produktionsindex 2% unter Vorjahr lag, eine Diskontsenkung aus, nachdem die Wirtschaft und Politiker aus Sorge vor einer Deflation schon lange Kreditleichterungen gefordert hatten. Die Regierung wird größere Rüstungsaufträge erteilen. Selbst ein Eisenhower kann Innenpolitik nicht nur auf Kampf gegen Preissteigerungen abstellen.

In Großbritannien hat die Diskonterhöhung von 5 auf 7 %, die Ankündigung scharfer Kürzungen der öffentlichen Investitionen und der Kreditstop bei den Geschäftsbanken den Sterlingkurs wieder gefestigt. Die britische Regierung sieht derzeit ihre Hauptaufgabe in der Verteidigung der Währungs-

parität. Müßte sie hierzu für längere Zeit die Kredite an die Länder des Sterling-Blocks beschränken, könnte dies die Weltgeltung dieser Währung tangieren. Im Innern steht die Regierung vor wachsenden Schwierigkeiten infolge der umfangreichen Lohnforderungen der Gewerkschaften. Mit ihrer Erklärung, Lohnerhöhungen der Eisenbahner könnten nicht mehr vom Staat übernommen werden, gab sie ein allgemeines Signal, mit Lohnerhöhungen äußerst zurückhaltend zu sein. Die Gewerkschaften fassen dies als Kampfansage auf, doch ist fraglich, ob es zu schweren Sozialkämpfen kommen wird. Die jüngsten Gemeindewahlen zeigen einen Stimmungsumschwung zu Gunsten der Arbeiterpartei. Die Regierung steht im Widerstreit zwischen einer klaren Wirtschaftspolitik, die Kosten- und Preiserhöhungen vermeidet, und den innenpolitischen Spannungen.

In Frankreich mußte der im August vorgenommenen Teilabwertung des Franc die Totalabwertung folgen. Ihre Anwendung auch für die — im ersten Schritt ausgenommenen — Rohstoffe führt zu wichtigen Kostenerhöhungen. Es ist noch unklar, wie hierbei die Regierung das Preisniveau als Ganzes und das Exportvolumen halten kann. Um zahlungsfähig zu bleiben, mußte die Regierung einen Kredit von 200 Mrd. ffms. bei der Notenbank aufnehmen. Der Umfang des Kreditersuchens zeigt, daß zur Sanierung des Budgets und der Währung ungewöhnlich harte Maßnahmen (Einsparungen beim Staat und gleichzeitig Steuererhöhungen) notwendig sind. Gelingt der Budget-Ausgleich nicht, so wäre der Notenbankkredit ein weiterer inflationärer Schritt. Das Parlament hat der Regierung Gaillards die Ermächtigung zu harten Maßnahmen gegeben. Aber ob alle Bevölkerungskreise die notwendigen Opfer ohne heftigen Widerstand auf sich nehmen, ist noch keineswegs sicher.

Nach den ruhigen Sommermonaten zeigt sich in der Bundesrepublik seit September ein deutlicher Anstieg der Wirtschaftstätigkeit z. B. an den Inlandaufträgen in den Investitionsgüterindustrien und an der höheren Zahl für offene Stellen am Arbeitsmarkt. Aber erst nach den Oktoberzahlen werden eindeutiger Schlüsse über Stärke und Richtung des Auftriebs möglich sein. Das Preisniveau als Ganzes dürfte — wenigstens zunächst — ähnlich stabil bleiben,

wie in den letzten Monaten. Die Verteuerung der Ruhrkohle hat bisher keine Preisfolgen auf andern Gebieten gehabt. Die Erhöhung der Transporttarife wird erst in einigen Monaten kommen. Die Stahlindustrie hat die Stahlpreise recht vorsichtig angehoben. Kostensteigerungen legten ihr Preiserhöhungen nahe, aber die Marktlage mahnte zur Vorsicht, besonders nachdem der französische Stahl billiger geworden ist.

Von den Problemen, vor denen die Bundesregierung steht, greifen wir nur drei heraus. Das ungeschickte Vorgehen der Ruhrkohle hat die Regierung veranlaßt, sich ungewöhnlich scharf gegen jede Preiserhöhung zu wenden. Damit hat sie sich die Aufgabe, grundlegende Verzerrungen im Preisgefüge zu beseitigen, die aus der Vergangenheit noch bestehen, sehr erschwert. Sie hat sich selbst behindert, in absehbarer Zeit z. B. an die so wichtige Erhöhung der Altmieten heranzugehen.

Mit dem schwächer gewordenen Wirtschaftsanstieg tritt die Unterschiedlichkeit in der Wirtschaftslage der einzelnen Wirtschaftszweige deutlicher zutage. Damit gelangt auch die Lohnpolitik in eine kritische Phase. Lohnerhöhungen, die an einer Stelle der Wirtschaft durchgesetzt werden, erzeugen ähnliche Forderungen in andern Bereichen. Aber die einzelnen Zweige der Gesamtwirtschaft sind der Anwendung der Mittel der modernen Technik zur Steigerung der Leistung als dem entscheidenden Mittel, Kostenerrhöhungen auszugleichen, nur in sehr unterschiedlichem Maße zugänglich. Die Bereiche mit geringerer Anwendbarkeit können Lohnsteigerungen in den günstiger gelegenen Bereichen nicht ausgleichen. Wir nennen das Verkehrswesen, die Landwirtschaft, die öffentliche Verwaltung. Hier würden „nachziehende Lohnerhöhungen“ zur Vergrößerung der Ertragsdefizite führen und neue und verstärkte Forderungen auf staatliche Subventionen auslösen. Bei den Verwaltungen können höhere Personalkosten zur Verminderung von Investitionen zwingen, z. B. beim Bau von Wohnungen, von Schulen, Krankenhäusern oder gar von Straßen.

Die Finanzpolitik wird nunmehr entscheidend von den stark wachsenden Kosten der Aufrüstung bestimmt. Die vom letzten Bundestag betriebene gewaltige Erhöhung der Ausgaben erweist sich als

gefährliche Belastung der nächsten Jahre. Die Umkehr zur radikalen Sparsamkeit wird den Ressortministern und dem Bundestag schwer fallen. Aber in diesem und im nächsten Jahr werden die hohen Rücklagen (Juliusturm) aufgezehrt, es sei denn, daß eine besonders kräftige Wirtschaftsbelebung (evtl. mit Preiserhöhungen) unerwartet hohe Steuereinnahmen bringt. Werden die Einnahmeschätzungen auf finanzpolitischer Vorsicht — sie liegt Minister Etzel — oder auf Erhard's unverwütllichem Optimismus aufgebaut werden? In den Jahren 1959 und 1960 werden die Kosten der Aufrüstung kassenmäßig weit über den bisherigen Etatansatz von 9 Mrd. DM hinauswachsen (man spricht von 14 Mrd. pro Jahr und mehr), während gleichzeitig die Rücklagen für andere Zwecke verbraucht sind. Die monotone Wiederholung aller möglichen Wünsche auf Steuersenkung, steuerliche Vergünstigungen und vieles Andere z. B. seitens des Bundesverbandes der Industrie zeigt, wie wenig man längst bekannte Tatsachen zur Kenntnis nimmt. Es wird Zeit, daß solch punktuelles Wünschen und Denken ohne Nachdenken über den Zusammenhang der Dinge aufhört. Da Anleihen für die gewaltigen Beträge, die notwendig zu werden scheinen, sich weder im Inland noch im Ausland unterbringen lassen, werden — soweit jetzt zu übersehen — selbst bei günstiger Wirtschaftsentwicklung Steuererhöhungen notwendig werden.

Hält die Regierung an dem Grundsatz der Preisstabilität fest, wird die Notenbank keine wesentlich andere Kreditpolitik betreiben können. Die Finanzierung der Rüstungslast macht fühlbare Senkung der Steuerlast nicht möglich. Eine Entlastung der höheren Einkommen ließe sich auch mit der Absicht der Bundesregierung, das Einkommen breit zu streuen, nicht vereinbaren. So werden der neue Notenbankpräsident Blessing und der neue Bundesfinanzminister Etzel die „Kreise der Wirtschaft“ enttäuschen müssen. Aber wenn sie konsequent eine Politik verfolgen, die ungesund starken Wirtschaftsanstieg verhindert, das Preisniveau im Zaune hält, die öffentlichen Ausgaben so sparsam bemißt, wie es für die Aufbringung der Rüstungslast unerlässlich ist, so wird eine solche Politik viele „Kreise“ vergrämen, aber sie wird zu aller aller Wohl sein.

*Friedrich Lemmer*

## Söhne aus einem Haus

Erzählung 1942

Ich bin in einem sehr berühmten Hause groß geworden. Das heißt, so berühmt, daß Bücher es beschreiben und Schulklassen davor stehen und ein Lehrer den Arm ausstreckt und mit dem Finger auf den zweiten Stock weist, so berühmt ist es erst geworden, als ich es, ach, wie lange schon verlassen hatte. Stattlich und hochrespektabel aber war es auch zu meiner Zeit. Es lag im Herzen von Berlin, ganz nahe dem Fleck, auf dem das rote Rathaus steht, ja, die eine Seite dieses Rathauses lag in unserer Straße. In diese breitete auch das Landgericht seine langgestreckte Front, ein ruhiger Bau, noch ohne den Glanz, aber auch ohne die ungeheuren Ausmaße heutiger Justizpaläste. Die beiden öffentlichen Gebäude hätten der Straße ein besonderes Ansehen geben müssen, aber ob es der alte Name „Judenstraße“ war, ob etwas anderes störte, noble oder beträchtliche Gebäude gab es weiter in der Straße nicht, und auch seine Bewohner entbehrten durchweg der Brillanz. Patrizisch wirkte eigentlich nur noch unser Haus, mit seinen drei Stockwerken, der gutgegliederten Fassade und den schönen Maßen seiner Fenster.

Auch die Menschen in dem Hause stellten, wenn nicht Patriziat, so doch ein Bürgertum vor, das aufstieg oder bereits aufgestiegen war. Zu ebener Erde, an beiden Seiten der breiten Torfahrt, lagen allerdings zwei Läden, und ihre Inhaber unterschieden sich nicht sehr von anderen Einwohnern dieser Straße. Aber sofort im ersten Stockwerk änderte sich das Bild. In fünf Räumen praktizierten hier auf der einen Seite drei große und angesehene Anwälte, vielleicht die größten und angesehensten der Stadt. Namentlich dem führenden wurden außerordentliche Einnahmen nachgesagt. Er hatte sich niedergelassen, nachdem eben die Anwaltschaft ein freier Beruf geworden war. Die Lage des Hauses, so nahe dem Gericht, kam ihm zu gute, natürlich auch der Reichtum seines Schwiegervaters. Entscheidend gewesen aber wären seine glänzenden Gaben.

Er hatte es sich bequem gemacht, wie man es in jenen Zeiten liebte, und wohnte gleich im selben Stockwerk auf der anderen Seite. Ich mochte sein elegantes Aussehen und sein weltmännisches Betragen, weniger das seiner Frau, die allerdings für ihre Selbstsicherheit so manche Gründe hatte. Einer davon war der Besitz sehr begabter Söhne, die übrigens alle drei ungefähr in meinem Alter standen. Sie hatte rötliches Haar, aber was mich eigentlich an ihr störte, das war ihr häßlicher Mund, der das Gesicht etwas abweisend machte.

In dem Stockwerk darüber lebten ihre Eltern, und ihrem Vater gehörte überhaupt das Haus. Er bewohnte die Wohnung rechts und die Wohnung links und hatte, um beide zu verbinden, auf dem Treppenabsatz eine Holzwand quer herüber gezogen. Wer drei Treppen hinauf wollte, für den war der Durchlaß etwas schmal, und schmal war er wahrscheinlich auch von innen.



Wenn er beide Wohnungen von elf Räumen beibehalten hatte, als alle Kinder weggezogen, so war das wohl nur aus Gewöhnung geschehen, nicht zum Prunk, denn der lag ihm fern, und doch war es ein Zeichen von großem Wohlstand, so zu wohnen. Dieser Wohlstand wurde noch durch ein Landhaus deutlicher in einem westlichen Vorort, in das er mit seiner Frau und einem Teil seiner Familie in jedem Sommer zog. Er war ganz jung nach Berlin gekommen aus einem kleinen Städtchen jener Preussischen Provinz, die so viele begabte Söhne an die Hauptstadt abgegeben hat, in der Tasche die sagenhaften drei Mark, die drei oder vier Jahrzehnte später einen mehrfachen Millionär aus ihm machten. Er hatte diese ganzen Jahrzehnte Butter im Großen verkauft, und er tat das auch jetzt noch, aber mehr mit der gelassenen und wohlwollenden Haltung eines älteren Bankiers, der sich noch nicht ganz zur Ruhe bequemt. Auf dem Hof hinter dem linken Seitenaufgang lag das kleine Büro, vorn unter dem einen Laden der große Lagerkeller, ganz hinten rechts war ein Stall und, etwas nach vorn gezogen, damit die Stalltüren aufgingen, standen die beiden Wagen, auf denen die Butterfässer ausgefahren wurden. Jeden Abend wusch und striegelte ein Kutscher die beiden Pferde auf dem Hof, danach übergoss und wusch er die Wagen selbst mit Wasser, zum Schluß wusch er sich, dann schritt er schwer und knarrend in seinen hohen Stiefeln den rechten Seitenaufgang hoch zu einer kleinen Wohnung, die am Ende des Seitenflügels für ihn aufgestockt worden war.

Den dritten und obersten Stock des Hauses bewohnte auf der einen Seite die Familie eines grauköpfigen Agenten, der sich sehr mit seinen Vertretungen quälte. Seine tüchtige Frau hatte das Seitenzimmer am Eingang an einen jungen Mann vermietet, der sehr aufmerksam gegen die Familie war, besonders gegen die beiden Töchter. Zwei Jahrzehnte später wurde aus dem so freigebigen jungen Mann einer der größten Bankiers der Stadt, und um 1920 beherrschte er die Börse fast nach seinem Gutdünken.

Aber wir halten noch in der damaligen Zeit, und damals hatten meine Eltern die andere Wohnung inne im dritten Stock, meine Eltern mit meiner Schwester und mit mir selbst. Meine Mutter war sehr zart, und der Hauswirt stellte deshalb für sie auf einen Absatz des zweiten und des dritten Stocks schmale Holzstühle hin zum Ausruhen. So oft er sie traf, auf der Treppe oder in der Torfahrt, sprach er sie an und erkundigte sich ernsthaft nach ihrem Ergehen. Die Eltern meiner Mutter lebten in demselben kleinen Städtchen, aus dem er selbst gekommen war, und er wurde wohl durch sie an seine Kindheit erinnert.

Auch das Geschäft meines Vaters lag im Haus. Das Geschäft, nicht unbedeutend, befaßte sich mit dem Absatz von gegerbtem Leder. Auf dem Hof, dem Büro des Hauswirts gegenüber, lag unser Büro, dem Keller des Hauswirts gegenüber unser Lagerkeller.

Wir nahmen in dem Hause eine Sonderstellung ein, denn meine Eltern waren strenggläubig. Der Hauswirt selbst hielt zwar noch die Geselligkeit der Freitagabende aufrecht, aber niemand in diesem Hause voller Juden schloß gleich uns am Sonnabend sein Geschäft, niemand ging wie wir am Freitag Abend und am Sonnabend Morgen in die Synagoge, und niemand

baute zum Herbstschlußfest seine Laubhütte luftig gleich unserer zum Balkon hinaus. Noch die Art, wie wir den Freitag Abend begingen nach dem Besuch in dem Bethaus, mit Gesängen, das Essen einleitend und beschließend, mit einem Becher roten Weines, mit zwei mohnbestreuten Wasserstriezeln, die Männer Kämpchen auf den Köpfen — diese herkömmliche, feierliche und strahlende Art unterschied sich vollkommen von der formlosen Weise, in der unter uns gespeist wurde. Bedenkt man, daß wir zu Gästen Kandidaten der beiden Rabbinerseminare hatten, meistens des orthodoxen, eine Treppe tiefer aber ein freigeistiger Professor der Philosophie eingeladen war, Schwager des Hauswirts, und ferner einer der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, so begreift man, daß in meiner Vorstellung einzig bei uns die Religion einen Halt im Hause hatte.

Immerhin war in den Freitagabenden des Hauswirts noch etwas von Verwandtschaft, noch etwas von Nähe. Aber da hatte im Hause auf dem Hof noch ein Knopfhändler sein Lager. Wenn meine Mutter, die von ungewöhnlicher Schönheit war, mit meinem Vater am Sonnabend aus der Synagoge kam, dann suchte er gelegentlich mit ihnen in ein Gespräch zu kommen. Er war ein stattlicher Mann von einer etwas schweren Grazie und stand vielleicht in sehr menschlichen Beziehungen zu seiner einzigen Angestellten, einer hohen, blonden und reifen Erscheinung. Am Sonnabend rauchte er seine Zigarre wie an jedem anderen Tag, aber wenn er mit meinen Eltern sprach, nahm er sie vorher aus dem Mund und hielt sie auf dem Rücken. Als ich einmal hinzutrat und es bemerkte, wurde ich außerordentlich erregt. Er hielt sie auf dem Rücken, sagte ich nachher zu meinen Eltern, also hatte er doch ein Gefühl dafür, daß er nicht rauchen durfte, warum rauchte er dann doch? Oder aber, wenn er wieder rauchte, warum bekannte er sich nicht dazu? Warum versteckte er die Zigarre auf dem Rücken? — Sollte er sie uns ins Gesicht rauchen, fragte mein Vater gelassen. Nein, erklärte ich leidenschaftlich, er sollte sie ausgehen lassen. Aber das tat er ja doch, meinte mein Vater. Offen, nicht auf dem Rücken, verlangte ich.

Provoziert fand ich uns auch durch eine Gewohnheit des Justizrats, den ich sonst verehrte. Er rasierte sich morgens, indem er an einem Rückfenster seiner Wohnung den Store zurückschlug, einen runden Spiegel an dem Fenstergriff befestigte, sich die Wangen einseifte, daß sie schäumten, und dann mit dem Messer über die Haut des Gesichts fuhr. Ich wünschte oft, daß das Messer abglitt und die Haut in Fetzen herunterriß. Denn er wußte doch, auch wenn er nicht hinaufblickte, daß wir hinuntersehen konnten, und er mußte wissen, daß ein frommer Jude sich nicht in dieser Art rasiert, indem er die Haut mit Seifenschaum weich macht — er hatte ein Pulver zu nehmen und damit die Haut einzureiben, ehe er zum Messer griff. Mein Vater und meine Mutter fanden nichts Herausforderndes in dem Verhalten. Er mußte den Store zurückschlagen, weil das Zimmer dunkel war, in dem er sich ankleidete, und er wußte wahrscheinlich garnicht, daß es strenggläubige Juden gab, die nicht mit der Art einverstanden sein konnten, in der er täglich versuchte, des Haarwuchses Herr zu werden.

Mit seinen Söhnen wäre ich trotz des befremdenden Benehmens ihres Vaters gern in Verkehr getreten. Man hat meist schon als Schüler ein deutliches Gefühl dafür, wo Aufstieg und Auszeichnung sein werden. Ich war

ehrgeizig, die drei Söhne hatten einen großen Vorsprung vor mir, ich hätte gern aus dem Umgang gelernt. Womöglich überbot ich noch die puritanischen Vorstellungen und Lebensformen meiner Eltern, ich fühlte dunkel, wie sie mir den Weg hinauf versperren, und ich hätte gern einen Hauch der anderen und großen Welt gespürt. Aber es kam zu keinem Verkehr, ja, ich wurde kaum begrüßt. Die Frömmigkeit trennte uns, als ob uns Meere schieden. Nur sie, denn mit dem Sohn und den Töchtern des Agenten neben uns verkehrten die Söhne viel, und wir verkehrten wieder mit den Kindern des Agenten. Aber es konnte auch kein Verkehr sein. Die Jungen, hieß es, waren garnicht mehr Juden, der Vater hatte sie taufen lassen, und das bedeutete für mich Abfall und bare Schlechtigkeit. Für sie aber war unsere Glaubensform das pure Mittelalter, sie wichen davor aus wie vor einer Sache, die schlecht roch. Kinder, die als Christen erzogen werden, aber ein jüdisches Elternhaus haben, leiden unter fehlender Geschlossenheit und klagen das Schicksal an, daß von allen Eltern gerade ihre nicht als Christen geboren worden sind.

Nach ein paar Jahren verkaufte der Hauswirt das Haus. Die nahegelegene alte Kirchengemeinde von St. Nikolai kaufte es an. Der Hauswirt zog in sein Landhaus, die Tochter zog in den Tiergarten und das Anwaltsbüro wurde in die vornehmste Straße des Bankenviertels verlegt. In die Wohnung des alten Hauswirts zog ein Pastor, die elf Zimmer im zweiten Stock wurden seine Amtswohnung. Die Verbindung der beiden Flügel durch eine Holzwand auf dem Treppenabsatz kam dem Pastor primitiv vor. Seine Frau war reich, so baute er oder die Kirchengemeinde für ihn über den Hof hinweg einen Übergang in der Luft, gleichsam eine Hängebrücke, hell verputzt und mit Milchglasfenstern. Für mich war das Haus, so wie ich es gekannt und geliebt, damit zerstört. Aber zerstört war es auch schon durch den Fortzug der Bewohner der beiden unteren Stöcke. Nicht lange darauf verließ auch die Familie des Agenten ihre Wohnung und bald danach folgten wir selbst — es zogen damals viele aus der Stadtmitte in den Stadtwesten.

Nicht viel später, dann begann das Leben, das mich im Verlauf der Jahre in denselben Beruf treiben sollte wie den Justizrat. Nach einem schweren Anfang wurde mein Büro groß und bekannt. Die Frömmigkeit meiner Eltern hatte ich abgestreift, als ich meine Studien auf der Universität beendet hatte, ja, die religiöse Entspannung führte nach langen Kämpfen fast bis zur Verneinung, so fest mein Zusammenhang mit dem Judentum selbst immer blieb. Gelegentlich dachte ich an die Familie des Justizrats, und wenn ich nicht an sie dachte, wurde ich an sie erinnert. Der Name des ältesten Sohnes erschien ab und zu in den Zeitungen. Er war ordentlicher Professor des Staatsrechts geworden und stieg schon in jungen Jahren von Universität zu Universität, bis er den einflußreichsten Lehrstuhl überhaupt bekam. Sehr umkämpft, fiel er durch seine konservative Haltung auf, die abwich von der üblichen liberalen oder noch linkeren.

Der zweite Sohn wurde höherer Beamter des Finanzministeriums und der dritte trat in die väterliche Praxis, die nach des Vaters Tode zwar den strahlenden Glanz verlor, aber immer noch vornehm und bedeutend blieb. Ihm hätte ich in den Jahrzehnten unseres Berufs begegnen müssen; aber wir waren an verschiedenen Gerichten tätig und unter den dreitausend Anwälten kannte man immer nur eine Anzahl persönlich. Ich verfolgte aber sein Leben,



und sprach ich gelegentlich einen Sozium von ihm auf dem Gericht, so fragte ich nach ihm, wenn ich es unauffällig konnte. Seine Brüder hatten, wenn ich mich recht erinnere, in ihren Ehen den Weg, den sie durch die Taufe eingeschlagen hatten, folgerichtig fortgesetzt; er selbst hatte die Tochter wieder eines Anwalts geheiratet, die Tochter eines hochangesehenen, führenden Mannes, dessen ausgezeichnete Familie durch ihr lebhaftes Interesse für alle jüdischen Angelegenheiten bekannt war. Man wunderte sich über den Schritt der Tochter, ich wunderte mich über den Schritt des Mannes.

Man spricht viel und liest noch mehr von dem Einfluß, den die Bewohner eines Hauses und das Haus selbst auf einen heranwachsenden Menschen haben. Dieses Haus und seine Bewohner hatten ihn entschieden auf mich gehabt, aber niemand, der es mit mir bewohnt, hatte auch nur den geringsten auf einen jungen Mann, der zwanzig Jahre später in dem zweiten Stockwerk groß wurde. Er wußte nichts von uns, und hätte er von uns gewußt, so hätte er uns verabscheut und sich geschämt, in Räumen großzuwerden, die Menschen wie uns beherbergt hatten. Sein Vater war Pfarrer an St. Nikolai und bezog, auf den ersten Pfarrer folgend, den zweiten Stock des Hauses. Er selbst schloß sich als Student der neuen politischen Bewegung an, die damals aufkam und Deutschland umgestalten wollte. Früh führte er einen Sturmtrupp im Osten der Stadt und trat der Linken entgegen, die dort herrschte. Es gab Kämpfe mit der Waffe, in einem Kampf oder Handel wurde er erstochen. Die Partei umgab seinen Tod bald mit einer legendenhaften Glorie und seinen Namen umstrahlte rasch der Glanz des Mythos. Jedes Jahr besuchen an dem Tage seines Todes Abordnungen, an der Spitze ein Minister, sein Grab, auf dem schmalen Friedhof von St. Nikolai, und ein von ihm gedichtetes Lied, das seinen Namen Horst Wessel trägt, wird als zweite Nationalhymne bei jeder patriotischen, ja, bei jeder festlichen Veranstaltung gesungen; selbst die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften eröffnen ihre Sitzungen mit dem Absingen seines Liedes. Außen an der Hausfront erinnert eine riesenhafte Aufschrift die Vorübergehenden an den jungen Menschen, der hier gelebt hat. Die Tafeln für E. T. A. Hoffmann oder Schleiermacher an den Häusern, in denen sie gelebt und gearbeitet haben, verschwinden neben dieser Aufschrift.

Und nun trat etwas Sonderbares ein. Hatte keiner der früheren Bewohner dieses Hauses auf diesen jungverstorbenen Menschen eingewirkt, so wirkte er umso entscheidender auf die Menschen, die vor ihm in dem Haus gelebt und ihn überlebt hatten. Mich vertrieb die Bewegung, die ihm so einen hervorragenden Platz einräumte, aus Deutschland — und die Söhne des Justizrats vertrieb sie ebenso.

Ich kannte Englisch sehr unvollkommen, als ich nach England kam. Ich hielt es für nötig, eine Sprachenschule zu besuchen. In einer ihrer Klassen lehrte eine vornehme Engländerin mit weißem Haar, die ganz sichtlich persönlichen Anteil an den Schicksalen der Flüchtlinge nahm, die noch im Alter eine fremde Sprache zu erlernen hatten. Nach Beendigung der Stunde unterhielt sie sich ein wenig mit jedem Schüler, und eines Tages fragte sie mich, ob ich bemerkt hätte, daß einer meiner Mitschüler auch ein Anwalt aus Berlin sei. Sie hatte ihn immer mit seinem Namen aufgerufen, nun sah ich

ihn näher an und erkannte das rötliche Haar und den Mund seiner Mutter. Wir gingen vom Unterricht zusammen fort, und nicht nur dieses eine Mal. Ich bekam den Wunsch erfüllt, den ich als Schüler hatte.

Auf dem gemeinsamen Weg beschwor ich alte Erinnerungen. Er wunderte sich, wie stark meine Eindrücke waren, aber auch seine Eindrücke von dem Haus waren stark, und er war sehr offen. Auswanderer, deren ganzes früheres Leben eine einzige Erinnerung geworden ist, sprechen viel aufrichtiger über alles frühere, als sie je vorher gewagt hätten — die Vergangenheit zählt als gewesen nicht. Auch er hatte öfter von mir gehört, es überraschte ihn aber, daß ich in meinen Gewohnheiten und Überzeugungen so weit links von denen stand, die er in seiner Erinnerung mit meiner Familie verband. Er war selbst, erzählte er, Christ geblieben, trotz der abweichenden Ansichten seiner Frau, aber nach dem Umschwung der Ereignisse unter der Gewalt der Vorgänge wieder zum Judentum zurückgekehrt.

Und seine Söhne? fragte ich vorsichtig. Er hatte zwei Söhne, von 22 und 24 Jahren, die mit ihm zusammen lebten.

Er erzählte, er hätte sie nicht taufen lassen, wie er selbst getauft worden sei, aber sie auch nicht als Juden erzogen. In den Jahren nach dem Umschwung wurden sie von der religiösen Bewegung unter der jüdischen Jugend in Deutschland erfaßt — sie gingen in die Synagoge und in den Unterricht der Rabbinen.

Ich staunte über diese Entwicklung, aber noch tiefer wurde ich bewegt, als er mir das nächstmal beim Verlassen der Schule sagte, gestern hätten seine Söhne einen von ihnen lange gehegten Plan ausgeführt und sich beschneiden lassen. Als er sie unmittelbar danach in der Klinik besuchte, habe der ältere geradezu verzückt gerufen: „Vater, ich bin so glücklich, in den Bund Abrahams aufgenommen zu sein!“

Das Haus hatte doch etwas Gemeinsames durch die Generationen behalten: es war ein Haus, in dem Eiferer und die Väter von Eiferern erzogen wurden.

## Ein Blick ins Licht

Jack, „der Aal“, Mendoza, ein in ganz Amerika bekannter Verbrecher, hatte im Urwald New Yorks seit seiner Knabenzeit wie ein reißendes Tier im Dschungel gelebt: auf ununterbrochener Hut, ohne jede andere Beschützung als die eigenen Muskeln, die eigene Gewitztheit, ohne Freunde, bis auf die ihn fürchtenden Männer, die ihm hörigen oder ihm aus Eigennutz anhängenden Frauen. Er besaß Beweglichkeit, Instinkt, rasche Reaktion und Primitivität der ungezähmten Bestie.

Mendoza war in Waisenhäusern aufgezogen, später in Besserungsanstalten zum Verbrecher abgerichtet worden und lebte in häufig wechselnden Behausungen, ausgestattet mit ebenso teuren wie grellen Industriemöbeln, viel Alkohol und allen Bequemlichkeitsmaschinen, von Television bis zum Abfallzerstörer.

Der „Aal“ hatte außer dem Gesetzbuch und den Rennzeitungen nichts gelesen, nicht weiter gedacht als bis zur nächsten Stunde, zur kommenden Woche. Menschen anderer Lebensweisen waren ihm unbekannt, unzugänglich, lächerlich oder schlechthin Objekte seiner Überfälle — etwa wie dem Panther ein Nagetier. Er wußte von keinem Ideal, auch keinem niedrigen, kannte kein edleres Ziel, ja selbst keine Hoffnung auf eine „bessere Zukunft“. Die Tätigkeit seines spezialisierten, keineswegs stumpfen Gehirns umfaßte gerade noch die glatte Abspulung seines nächsten Coups, die Eliminierung eines Partners, einer Partnerin, den Ankauf von Autos oder Bekleidung, wohl auch den Flug in ein Vergnügungszentrum: Miami, Saratoga, Las Vegas.

Immer wieder war Mendoza im letzten Augenblick den „Dragnets“, Schleppnetzen und Blockierungen der Polizei, dadurch entgangen, daß er die Schleichpfade der Wolkenkratzer, das Geschlinge der Slums besser kannte. So lebte er jahrelang sein absurdes Dasein zwischen seinen Erzfreunden: den Anwälten und seinen Erzfeinden: der Polizei; und niemals kam es ihm in den Sinn, daß er seinen flüchtigen Wohlstand — das was er Luxus nennen mochte — sein sogenannt freies Leben, durch Opfer erkaufte, unvergleichlich größer als die jeder bürgerlichen Existenz.

Als Jack, „der Aal“, Mendoza siebenundzwanzig Jahre alt war, wurde er nach einem lange vorbereiteten, aber mißlungenen Bank-holdup eines Vormittags von der Polizei quer durch die Stadt verfolgt. Man hatte seine Helfershelfer verhaftet, deren Auto beschlagnahmt; dem „Aal“ war es jedoch gelungen in einem kleinen, gestohlenen Wagen zu entschlüpfen.

Die Polizei — er hörte es am Radio — hatte die Nummer seines Wagens festgestellt und war daran, ihn einzukreisen, auch wenn er diese Nummer sofort hatte entfernen können. Sollte er aussteigen und in einem der eleganten Appartmenttürme von Centralpark West verschwinden? Weiter oben, Ecke der Siebzigsten, wohnte ein Zahnarzt, den er einmal konsultiert hatte. Konnte er sich in dessen Wartezimmer verstecken? Beide Möglichkeiten waren zu gefährlich. Zur Hölle mit dem Autoradio!



Mendoza, den fast kinnlosen, aber massigen Unterkiefer des Neanderthalers vorgepreßt, die borstigen Brauen tief herabgezogen, bog, ohne zu bremsen, in den Central Park ein, nachdem er im Spiegel festgestellt hatte, daß die heulenden Polizeiautos, weit hinter ihm, auf Columbuscircle für Sekunden im Mittagsverkehr eingeklemmt worden waren.

Wohin? Sein Gehirn arbeitete staccato: Wagen stehen lassen und im Central Park untertauchen? Die Garten-Cafés? Kahn auf dem Teich? Kinderspielplatz? Die kleine Felsenhöhle neben dem Gitter? Am oberen Ende nach Harlem zu den Negern entkommen? Alles falsch. Der Park konnte schon abgeriegelt sein. Plötzlich grinste Mendoza, die fingerbreite Stirn entrunzelte sich. Er stoppte in einer Seitenstraße, schlich in Sprüngen hinter Büschen zum Metropolitan Museum hinüber, setzte eine Sportkappe und eine Sonnenbrille auf und betrat gemächlich das Gebäude.

Zwei Minuten später schob er sich neben den anderen Besuchern durch die Säle. Kein Polizist, kein Detektiv zu sehen — er pflegte sich zu berühren, jeden noch so gut verkleideten G-man zu erkennen. Feine Idee — kein Teufel vermutete ihn in diesem Hause.

Was gab es hier? Eiserne Rüstungen — er hatte sie einmal mit Polly in einem Ritterfilm gesehen, die Leute hatten das früher gegen Revolverkugeln getragen. Sonderbar, wie viele New Yorker am Vormittag Zeit hatten, sich das alte Zeug anzusehen. Offenbar Arbeitslose; und natürlich viele Kinder. Er ließ sich in den nächsten Saal treiben. Dort standen Marmorfiguren, viele nackt, auch girls. Mendoza blieb bei einer stehen und betrachtete zwinkernd ihre weiblichen Kennzeichen. Den Kopf und einen Arm hatte sie, offenbar auf dem Transport, verloren, auch andere Statuen waren verstümmelt — konnten die Boys nicht besser aufpassen? Wozu stellte man diese steinernen Männer und Frauen hier zusammen? Er sah sich während dieser hastigen, kaum sich formenden Gedanken unbewußt immer von Neuem um, zur Rechten eine Türe: „Gentlemen“ registrierend, zur Linken das angespannte Gesicht eines Besuchers — war das ein Polizeihund? Nein, zu elegant. Hier eine Reihe von Sälen ohne Möbel, aber behängt mit Bildern, gegenüber einen Notausgang. Gut. Wann sperrte das Museum? Nicht vor Dunkelheit. Sehr gut. Er stand noch immer vor dem weiblichen Torso. Ganz ähnliche Gestalt wie die der seligen Maryann, der Stripteaserin, nur engere Hüften, rundere Brust.

Da sagte dicht neben ihm eine milde alte Stimme: „Ist sie nicht die schönste von allen Göttinnen?“ Mendoza erschrak ein wenig, bewegte sich aber nicht im Geringsten. Eine Falle? „Schade, daß es nur eine römische Kopie ist, aus Carraramarmor. Ich habe vor Jahren das griechische Original in Rom gesehen. Das ist noch herrlicher, glauben Sie mir.“ Nun erst beobachtete der Flüchtling verstohlen den kleinen alten Mann an seiner Seite: goldgefaßte Brillen, schäbig gekleidet, weißer Haarbusch. „Ja — das ist das Abbild einer Göttin, keiner Menschenfrau. Der Bildhauer hat sie ohne Zweifel mit Augen gesehen. Sie stand vor ihm, als er sie meißelte.“ Der Greis blickte schwärmerisch lächelnd mit den kurzsichtigen Äuglein zu der Statue empor. „Venus von Kyrene“ fuhr er fort. „Wissen Sie, daß man sie im Kriege gegen die Araber in einem Schützengraben in Nordafrika gefunden hat? Waren Sie in Korea? Wahrscheinlich — so wie Sie gewachsen sind.“ Er lachte. „Stellen Sie

sich das nur vor! Ein italienischer Soldat mitten im Schlamm — plötzlich findet er die göttliche nackte Frau neben sich. Sie stieg vom Olymp herab, um den Armen zu trösten.“ Mendoza sprach kein Wort. Er verstand nicht viel von dem, was der Alte plapperte. Nun fuhr die sanfte Stimme fort: „Was für einen Kopf mag sie wohl gehabt haben? Welches Antlitz wäre dieses Leibes würdig? Keines von uns Erdgeborenen. Wer sie sieht wird für Augenblicke glücklich, habe ich Recht? Hunderttausende stehen hier und vergessen ihre Sorgen; die nächste Miete, die Untreue der Frau. Vergessen ihr ganzes trostloses Leben. Ich auch. Mehrmals im Monat komme ich hierher und sehe mir die Kunst aller Zeiten an. Fühle mich wieder jung. Mehr als das, ich bin kein Bezieher der staatlichen Altersrente von 75,50 mehr, sondern Rockefeller.“ Er lachte abermals sein samtiges Lachen, schüttelte den Kopf und fügte noch im Weitergehen hinzu: „Verzeihen Sie mein Geschwätz. Alle Einsiedler schwatzen.“ Damit verschwand er kichernd im Nebensaal.

Mendoza bemerkte es nicht. Durchs Fenster schossen goldgelbe, zärtliche Pfeile des göttlichen Schützen auf den Leib der Himmlischen und entkörperten den mehr und mehr durchleuchteten Marmor. Der Blick des stämmigen Mannes folgte atemlos der unirdischen, sich auflösenden Kontur der Schönheitsgöttin, deren aufschwingendem Nacken und Hals er im Geiste zahlreiche Mädchengesichter anpaßte. „Welches Antlitz wäre dieses Leibes würdig“, flüsterte ein Echo. Er vermochte die quellenden Augen nicht von der Schönen zu lösen, sein Blick streichelte über die Vasenkurven der Schultern, der Hüften. „Erstklassig“ murmelte er und „verflucht schön“, sich der Worte erinnernd: „Hunderttausende vergessen ihre Sorgen.“ Irritiert drehte er den Kopf: Kurios, alle diese Leute, die sich das Gerümpel ansahen! Wieviel machten die Museumsbesitzer an den Eintrittsgeldern? Oh — es war gratis. Kurios! Er selbst kam zum erstenmale her. Sekundenlang blickte er über die Menge hin: weit aufgespernte Augen jüngerer und älterer Menschen, verzücktes Lächeln eines Mädchens, nachdenklicher Ausdruck eines Mannes mit Boxernase. „Wer sie ansieht, wird glücklich“, tönte das ferne Echo wieder.

Mendoza bewegte noch immer den dicken Kopf hin und her wie hinter Gittern, als er den Blick auf die Aphrodite zurücklenkte, die ihm nun schon vertraut erschien. Tadelloser Körper. War das Marmor? Der alte Narr hatte es gesagt. Es sah aber nicht aus wie Stein und nicht wie Haut — und doch wie beides. Erstklassiges Girl. Schade, daß sie keinen Kopf hatte. Langsam zog sich der breitlippige Mund seltsam überrascht empor. Dann blickte er noch einmal über all die bewundernden Gesichter hinweg, über Statuen und Gemälde und Panzer und ein unbewußtes, verdecktes, aber zehrendes Gefühl ziellosen Neides versengte sein Herz. Er tat einige Schritte gegen den Nebensaal.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter. „Jack Mendoza, Sie sind . . .“ Der „Aal“ schnellte sich zum Notausgang, reißt ihn auf — und stürzt, von mehreren Schüssen gefällt, mit schwerem Dröhnen zu Boden.

Noch einmal, während die Polizisten herbeieilten, öffnete er die brechenden Augen, nahm noch einmal die, wie eine Gold und Silber sprühende Flamme, gerade über ihm schwebende Göttin in sich auf und seine bebenden Lippen lächelten. Dann gab er den Geist auf.

## Ode an den Westwind

### I

Oh wilder Westwind, durch die Herbstluft ziehend,  
Der unsichtbar die welken Blätter narrt,  
Als wärens Geister, einen Zauberer fliehend;  
Das Gelb, das Schwarz, das Fieberrot hinscharrt  
Des pest-geschlagenen Blättervolks! Oh Wind,  
Der in ihr finstres Winterbett sie karrt  
Als flügge Saat, wo Nacht und Ruh beginnt,  
Und jedes Blatt sein Grab hat, bis im März  
Dein azurblauer Bruder sich besinnt  
Und bläst sein Clarion der Erd ins Herz  
(Ihr Knospen treibend, flockenweich wie er)  
Und sie mit Duft füllt tal- und hügelwärts;  
Oh wilder Geist, umschweifend kreuz und quer,  
Zerstörer und Bewahrer: Hör, oh hör!

### II

Der du beim Flug durch aufgewühlte Himmel  
Gewölk wie welkes Erdlaub lässest wehn,  
Auf Land und Ozean hinstreust im Getümmel,  
Vorbote von Blitz und Regen! schon erstehn  
In letzter Bläue unterm Wolkengang,  
(Als höbe dort sich die gesträubte Mähne  
Der wütenden Mänade) steil und schlank  
Vom Horizont hinaufwärts zum Zenit  
Die Streifen nahen Sturms. Du Klaggesang  
Dem toten Jahr, da nun die Nacht aufzieht  
Als Dom ob ungeheurem Gräbermeer,  
Es überwölbt mit allem, was hinflieht  
An Dämpfen, deren Dunstkreis sich entleert  
Als schwarzer Regen, Hagel, Blitz: Oh hör!

### III

Der du erweckt hast aus dem Sommertraum  
Das blaue Mittelmeer, wie's lang geruht  
Mit leichter Dünung und kristallnem Schaum



In Bajäs Lavabucht, wo seine Flut  
Zu alten Türmen und Palästen sprach,  
Sie in der Bläue sich zu spiegeln lud,  
Dort sie behing mit Azurmoos, und ach,  
Mit Blumen, schön wie niemals Blumen! Du,  
Der den Atlantik gleicherweis blies wach,  
Den Schlund ihm wühlte auf, daß er die Ruh  
Der Wasserblumen tief am Grund aufstör,  
Bis auch den Ozeanwäldern dringe zu  
Dein Schrei, und Angst ihr graues Laub versehr  
Mit Zittern, Zerren ihrer selbst: Oh hör!

#### IV

Wär ich das welke Laubblatt, das du trägst;  
Die Wolke, die du jagst in ihrer Schar;  
Die Woge, wie sie schäumt, wenn du sie schlägst,  
Ein Teil von deiner Kraft, geringer zwar  
Als du, Unbändiger! wie jener Zeit,  
Da ich ein Knabe und erglühend war  
Dein Spielgenoss beim Wandern wolkenweit,  
Dich und dein Hinfliehn rennend überbot,  
Wie ich mir's träumte — nicht bestürmt ich heut  
Mit Bitten dich in meiner argen Not.  
Mach, daß ich Blatt, ich Wolk, ich Woge sei.  
Ich sink in Dornen, bin vom Blute rot,  
Gepfercht in toter Stunden Einerlei,  
Der ich wie du war: Kühn und wild und frei.

#### V

Mach mich zu deiner Harfe, gleich dem Wald:  
Fällt nicht mein Lebenslaub wie seines schon?  
Wenn deiner Harmonien Tumult erschallt,  
Hat er von uns den herbstlich tiefen Ton,  
Süß noch in Schwermut. Sei, oh wilder Geist,  
Mein Geist! Sei ich, der feurig in dir wohn!  
Blas, daß mein Traurigsein das All durchkreist  
Wie braunes Laub, das grün einst wiederkehrt;  
Und mit dem Zauber, den mein Vers verheißt,  
Fauch aus dem Herzen, dran die Flamme zehrt,  
Mein Wort als Funken in die Menschheit weit!  
Sei du durch mich der unerweckten Erd  
Die Tuba einer Prophetie! Oh Zeit,  
Wenn Winter kommt, kann Frühling sein noch weit?

Übertragen von *Georg von der Vring*

# LITERARISCHE RUNDSCHAU

## Richard Wagner

In der Wagnerliteratur stehen nach wie vor zwei Gruppen von Autoren einander gegenüber, deren pro und contra bis in jede Einzelheit reicht: die einen, um nur zwei Beispiele zu nennen, sehen in Wagner, wie es die Legende von Bayreuth von jeher vorschreibt, den verkannten Edlen, Mitleidsbedürftigen und was alles noch dazu gehört, die anderen wissen, was sich hinter dieser Fassade an Bedenklichkeiten, ja Schaurigkeiten angesammelt findet; die einen halten Wagners Textbücher für Dichtungen, die anderen anerkennen die eine oder andere dichterische Wendung, erkennen aber ebenso klar das überwiegende gestaltlose, sogar platte Gestammel. Gedanken des pro und contra drängen sich auch bei dem repräsentativsten neuen Werk über Wagner wieder auf: Curt v. Westernhagen, „Richard Wagner, sein Werk, sein Wesen, seine Welt“ (Zürich/Freiburg-Br. 1956, Atlantis, 550 S. DM 27,50). Der Autor, der eine Fülle von Material, darunter zum ersten Male den reichen, 1953 erschienenen Briefschatz der Burriel Collection verarbeitet und über hohes Musikverständnis verfügt, zeichnet sich durch seinen Stil, sowie durch den vornehmen Ton seiner Argumentierung aus. Er bekennt sich rückhaltlos zur Person und zum Werke Wagners und stellt diesen weitgehend von dessen eigenem Standpunkt gesehen dar, denn „nur so kann man hoffen“, ein objektives Wagnerbild zu gewinnen — und in ihm hinterläßt Wagners Musik „jenes tiefe Glücksgefühl“, das zahllose Menschen nicht empfinden, ohne deshalb weniger erlebnisfähig oder musikalisch zu sein. Es erhebt sich nun sogleich die Frage, in welchem Grade Objektivität aus einer Exegese pro domo gewonnen wird, denn es hat ja bekanntlich unter den großen Komponisten — mit Ausnahme des bis zu gespenstischer Komik von seiner eigenen säkularen Größe überzeugten Spontini — keinen gegeben, der sich so sehr als den unfehlbaren Musikapostel empfunden hat wie Wagner. Ein Überblick über die Gruppe „Wagner“ der in vier Gruppen geteilten, sehr ausführlichen Bibliographie zeigt, daß die uneingeschränkt pro-wagnerische Literatur bei weitem überwiegt, und jeder Leser mag für sich entscheiden, ob es immer noch angebracht ist, die Kronzeugenschaft einer ganzen Reihe überholter Wagneranbeter und Wagnerdogmatiker zu erhärten; ob Apotheosen, wie z. B. das zweibändige Werk des Bayreuther Hofhistorikers Du Moulin-Eckart über Cosima Wagner noch von Belang sind, nachdem die selbstfabrizierte, von allen Anhängern gläubig hingenommene Glorie von dieser Frau, die in bedenkenlosester Weise — auch der Autor muß darauf hinweisen — Streichungen, ja Fälschungen und Vernichtungen unschätzbaren Korrespondenzen zugunsten des von ihr befohlenen Wagnerbildes und ihrer Kanonisationen vorgenommen hat, längst abgefallen ist. Was von solcher Literatur alles definitiv als erledigt zu gelten hat, werden die meisten in vollem Umfange erst feststellen, wenn das, auch von Westernhagen als entscheidend bezeichnete, monumentale abschließende vierbändige Meisterwerk von Ernest Newman, „The Life of Richard Wagner“ (1933-46) einmal in deutscher Übersetzung vorliegen sollte. Wohl finden wir

in der Bibliographie Theodor Adornos „Versuch über Wagner“ (1952) angeführt, aber bis auf eine ablehnende Bemerkung suchen wir in Westernhagens Buch vergebens nach einer gründlichen Auswertung der Erkenntnisse dieses wohl bedeutendsten Werkes, das bis heute in deutscher Sprache über Wagners Persönlichkeit und ihre Voraussetzungen geschrieben worden ist, und das der Autor, im Gegensatz zu anderen Wagnerbüchern, in seinem ausführlichen Vorwort keiner Betrachtung würdigt. Auch Alfred Einsteins wichtige Seiten über Wagner aus „Größe in der Musik“ (1951) sind nicht erwähnt, geschweige denn beachtet. Und wird auch Emil Ludwigs Wagnerbuch zurecht abgelehnt, so wird doch auf der anderen Seite ein Machwerk wie Ipsers „Wagner in Italien“ ernst genommen.

Wir berühren hier sogleich einen Punkt, der mehr als viele andere beweist, wie Westernhagen der wertenden und begrenzenden Kritik aus dem Wege geht, denn sein Werk soll Wagner im Endeffekt makellos und vollkommen zeigen: wir meinen die kurze Betrachtung des schändlichen Pamphletes über „Das Judentum in der Musik“ von 1850, später ein wahres Brevier der nazistischen Verbrecherbanden. So einfach kann man sich die Sache nun wirklich nicht machen, denn von dem vom Autor natürlich nicht zitierten Satze Wagners „bedenkt, daß nur Eines Eure Erlösung von dem auf Euch lastenden Fluche sein kann — der Untergang“, führt der gerade Weg nach Auschwitz, und zwischen „Erlösung“ und „Endlösung“ ist hier wohl kein Unterschied mehr festzustellen, vor allem nicht, wenn man sich erinnert, daß der Feuertod von vierhundert Juden beim Brand des Wiener Ringtheaters für Wagner lediglich ein Anlaß zu Witzen war, wie sein Leibbiograph Glasenapp berichtet. Wir sind nicht mehr fähig, an das „Reinmenschliche“ bei Wagner zu glauben, an seine vom Autor „deutsche Sendung“ genannten Weltbeglückungsideen, von denen die Welt für immer genug hat; das „Reinmenschliche“ pflegt sich auch niemals so laut zu gebärden wie die weltanschaulichen Propagandaposaunen Wagners. Wie unmöglich es ist, über diese Dinge nach der von Bayreuth hymnisch begrüßten Tyrannis 1933/45 einfach zur Tagesordnung überzugehen, beweisen die eben erschienenen wichtigen Ausführungen über Wagner des amerikanischen Historikers George Hallgarten in seinem Werk über die Diktaturen, „Dämonen oder Retter“ (S. 210/11). Auch sind weder, wie Westernhagen meint, der große Dirigent Hermann Levi noch der unglückliche Joseph Rubinstein Gegenbeweise, denn beide arbeiteten für Wagner, weil er sie benötigte — und wenn Wagner jemanden benötigte, d. h. ausnutzen konnte, dann war es ihm allerdings gleichgültig, ob er es mit Juden oder Nichtjuden zu tun hatte; irgendwelche ‚philosemitische‘ Bemerkungen im Zusammenhang mit Levi und Rubinstein besagen garnichts. Über dieses Kapitel hat Adorno gesagt, was zu sagen noch übrig bleibt.

Weit mehr Raum nehmen die Betrachtungen Westernhagens über das beliebte Wagnerthema „Was ist deutsch“ ein, und wenn er beginnt, vom „Volksgeist“, vom „Heimweh des Auslandsdeutschen“, von Wagners „Deutschbewußtsein“ zu reden und schließlich zu zitieren „ich bin der deutscheste Mensch, ich bin der deutsche Geist“, oder jenes berüchtigt anmaßende Wort, deutsch sei, „die Sache, die man treibt, um ihrer selbst willen treiben“ — was die Großen anderer Völker anscheinend nie getan haben! — dann wird uns bang und bänger *zumute*, und man fühlt sich durchaus in ‚heroische Zeiten‘ zurück-



versetzt, besonders, wenn der Autor in dem unmenschlich grausamen Staufer Friedrich II. mit Wagner „die Blüte der Anlage des deutschen Geistes“ erblickt. Sehr viel richtiger urteilt Ernest Newman, wenn er, was der Autor selbstverständlich ablehnt, den rabiaten Barbaren Turnvater Jahn als den teutonischen Ahnen Wagners bezeichnet. Wundern wir uns da noch, wenn der Autor die infame Schmähschrift Wagners „Eine Kapitulation“, den feigen Fußtritt auf den am Boden liegenden Besiegten von 1870, lediglich als „Ironie“ bezeichnet? Frankreichs Dank an Wagner aber sah anders aus, als dieser es nach seiner Schmähschrift je hätte erwarten können!

Mit dem vom Autor stillschweigend bejahten leeren Pathos Wagners, seinen apodiktischen Urteilen — etwa über die französische Literatur, die Renaissance oder Händel, um nur einiges zu nennen — oder seinen Schwarz-Weißmalereien wie „Deutscher Stil im Gegensatz zum rhetorischen Stil der Romanen“, u. a. m., können wir uns hier so wenig näher auseinandersetzen wie mit seinem Verhalten anderen Menschen und Meistern, vor allem Rossini und Berlioz gegenüber, und vielleicht ist es in diesem Zusammenhang fast besser, daß der Name des in jeder Hinsicht mehr denn schamlos von Wagner geprellten und betrogenen Otto Wesendonck in dem Buche nicht einmal vorkommt. Es kann auch keine Rede sein vom „heute beliebten Ausspielen Verdis gegen Wagner“, sondern nur darum, Verdi als den vollkommenen ritterlichen Charakter zu zeigen, das genaue Gegenteil von Wagner also. Der Autor umgeht geschickt alle Klippen, die zu berechtigten Urteilen über Wagner herausfordern könnten. Überall wird das Charakterbild seines Helden, noch immer im Sinne der Bayreuth-Legende, ausgebügelt und dabei anscheinend vorausgesetzt, daß andere dies, trotz einer Fülle längst erbrachter Gegenbeweise, auch heute noch unbesehen hinnehmen. Nein, das Bild des „germanischsten aller Opernkomponisten“ war durchaus anders und kommt vielleicht selten so zum Ausdruck wie in Wagners Verhältnis zu Ludwig II. Doch über alles Authentische des Kapitels über den König, dessen Wagner sich mit der Dämonie eines Jago bemächtigt hat, geht der Autor nach einer kurzen Betrachtung und einigen durchaus richtigen Charakterisierungen des Königs mit der Bemerkung hinweg, hier habe Friedrich Herzfeld in seinem Buche „Königsfreundschaft“ von 1939! das Notwendige gesagt. Als ob es 1939 in der Epoche widerwärtigster Hitlerhörigkeit Bayreuths und der Wagnerdynastie auch nur andeutungsweise polizeilich erlaubt gewesen wäre, am nationalen und moralischen Wagnerdogma zu rütteln! Wir verweisen erneut auf Alfred Einstein!

Soweit unsere beträchtlichen Vorbehalte. Positiv zu bewerten ist die gründliche Betrachtung musikalischer Formprobleme, wobei der Autor von den Forschungen Kurths und Lorenz' ausgeht. Eingehend werden sodann Inszenierungsfragen der Musikdramen erörtert und die Bedeutung des berühmten Adolphe Appia hervorgehoben. Ob man allerdings die Regie- und Inszenierungskapaden der beiden Thronfolger von Bayreuth — z. B. den 1. Akt des *Tristan* von 1957, ein Zwischending zwischen Fangobad und Fernsehstudio — als ideale Verwirklichung der Reformgedanken Appias! bezeichnen darf, erscheint uns mehr denn zweifelhaft.

Das Interessanteste des in die drei Abchnitte „Schaffen und Werk“, „Schöpferische Auseinandersetzung“ und „Die Stimme der Persönlichkeit“ geglieder-

ten Werkes aber ist der Epilog, die Analyse der Nietzsche-Legende und ihre wirklich durchgeführte Widerlegung. Wenn wir dem Autor auch in seiner Definition der Frau Förster-Nietzsche und ihres Legendenpuddings völlig zustimmen, so mußte doch gesagt werden, daß auch Bayreuth seine Legende besitzt, wie wir andeuteten, wenn es auch seine Geschütze wesentlich besser in Stellung gebracht hat, denn Cosima war eine außergewöhnlich kluge Frau, die Schwester Nietzsches hingegen eine, milde ausgedrückt, äußerst schwache Begabung und allzu plumpe Fälscherin. Von dieser Einschränkung abgesehen ist die Nietzsche-Legende hier wirklich widerlegt, und man wird künftig an Westernhagens Erkenntnissen nicht mehr vorbeisehen können. Von mehr als einer die Schranken eines erschütternden Dilettantismus kaum verlassenden Musikkennntnis Nietzsches, der nie eine Wagner-Partitur durchgearbeitet hat, kann kaum gesprochen werden. Daß aber — und hier hat Westernhagen wirklich weitreichende Arbeit geleistet! — die ‚Widerlegung‘ Wagners nichts anderes ist als ein geradezu peinliches, sextanerhaftes Kopieren, Abschreiben und Übersetzen von Paul Bourgets „*Essais de psychologie contemporaine*“ (1883/85), und teilweise von Burckhardts „*Cicerone*“, wobei je nach Bedarf der Name Wagner oder die Namen seiner Rollen in fremde Texte eingesetzt werden, enthüllt eine wohl nur durch den Beginn der Geisteskrankheit zu entschuldigende Kläglichkeit. Das Nietzscheschrifttum wird von nun an vieles streichen müssen. Eine Reihe brieflicher Erstveröffentlichungen aus dem Wagnerarchiv von Bayreuth erhöhen die Beweiskraft.

Hans Kühner

### Begegnung mit großen Philosophen

Die Überzeugung *Karl Jaspers'*, daß das Wesen der Philosophie „erst im Philosophen in persönlicher Gestalt ursprüngliche Wirklichkeit“ habe, ließ ihn eine Geschichte der Philosophie konzipieren, die vom Schema eines chronologisch angelegten Geschichtswerkes grundsätzlich ebenso abweicht wie von einer philosophischen Enzyklopädie. Hatte Jaspers im Vorwort zu seinem Buch „*Vom Ursprung und Ziel der Geschichte*“ das historisch Erfassbare des menschlichen Daseins — fünftausend Jahre — als „eine winzige Teilstrecke zwischen der hundertfach längeren Vorgeschichte und der Unermeßlichkeit der Zukunft“ bezeichnet und in der historischen Gesamtauffassung ein Mittel gesehen, „das Gegenwartsbewußtsein zu erhellen und zu steigern“, so erklärt er im Vorwort zu seinem Werk „*Die großen Philosophen*“ (R. Piper & Co. Verlag München, I. Band, 1957), daß „die mehrfachen Weisen des Eindringens“ in die Geschichte — der historische, der sachliche, der genetische, der praktische und der dynamische Aspekt — uns zwar „in

ihrer Gesamtheit eine Weltgeschichte der Philosophie zeigen“, daß diese zwar „in ihrer Gesamtheit eine Weltgeschichte der Philosophie zeigen“, daß diese uns aber nicht genüge. Wir suchen „den Umgang mit den Philosophen“, denn nur durch sie und mit ihnen gelangen wir „in den Kern der Philosophie“. Das Buch soll den Leser „in das Denken der großen Philosophen“ leiten und „zur persönlichen Begegnung mit ihnen“.

Vier große Ethiker — *Sokrates, Buddha, Konfuzius* und *Jesus* — werden unter dem Begriff „Die maßgebenden Menschen“ subsumiert, wobei Jaspers ausdrücklich betont, daß es sich um „reale Menschen, historisch nach Zeit und Ort lokalisierbar, in Wort und Wirkung aufweisbar“ handelt. Allerdings haben Buddha, Sokrates und Jesus ihre Lehren nicht schriftlich niedergelegt, und auch von Konfuzius, dem ältesten der großen Vier, sind keine authentischen Werke sondern nur Berichte über diese erhalten, aber die Wirkung dieser vier Persönlichkeiten in der Geistesgeschichte der Menschheit „ist so gewaltig, daß das Herausheben jener Vier zur Klar-

heit welthistorischen Bewußtseins gehört“; denn „in ihnen werden Erfahrungen und Antriebe des Menschseins im Außersten kund . . . Wir sind ergriffen von dem ihnen Gemeinsamen, weil wir mit ihnen in der Situation des Menschseins stehen . . . Jeder ist wie eine keine Ruhe lassende Frage an uns.“

Der zweite Teil des Werkes heißt: „Die fortzeugenden Gründer des Philosophierens.“ *Plato, Augustin und Kant*, nur drei große Denker in einem Zeitraum von 2200 Jahren hat es — nach Jaspers — gegeben, die „durch ihr Werk Ursprung unerschöpflicher Gedankenmöglichkeiten“ geworden sind.

Im dritten Teil endlich, den Karl Jaspers „Die aus dem Ursprung denkenden Metaphysiker“ nennt, wendet er sich den Gedankengängen zu, die seine eigene „Philosophie der Existenz“ wohl am meisten befruchtet haben. Der Inhalt jeder Metaphysik enthüllt sich, schreibt Jaspers, „nicht als Erkenntnisgegenstand, sondern als eine Gedankenwelt, die sprechend ist für mögliche Existenz, aber sprachlos wird als vertrockneter lernbarer Inhalt.“ Hier bleibt vieles dunkel, visionär, mehrdeutig, der Vernunft nicht zugänglich.

Die großen geschichtlichen Gestalten, denen sich Jaspers in diesem Kapitel widmet, sind: der ionische Naturphilosoph Anaximander, „der erste Philosoph des Abendlandes von unvergesslicher geistiger Physiognomie“, die Philosophen des „reinen Denkens“ Heraklit und Parmenides; dann Plotin, „eine ewige Gestalt des Abendlandes“, „der reinste und ausschließliche Metaphysiker“, „der Vater aller spekulativen Mystik“; es folgen: Anselm, der durch seinen „ontologischen Gottesbeweis“ berühmte Bischof von Canterbury, und Spinoza, der einzige „Große“, den Jaspers neben Plotin stellt, als reinen Metaphysiker, der „eigenständig, frei von kirchlicher Form der Religion“ ist; schließlich zwei Nicht-europäer: der chinesische Philosoph Laotse und der indische Buddhist Nagarjuna.

Das philosophiegeschichtliche Mammutwerk Karl Jaspers' soll im ganzen drei Bände umfassen. Der geplante zweite Band wird, genau wie der erste, drei Teile haben: 1) „Die entwerfenden Metaphysiker“ (Xenophanes, Empedokles, Demokrit, Poseidonios und Bruno; Origenes, Böhme und Schelling; Hobbes,

Leibniz und Fichte), 2) „Die Auflockernden“ (Abälard, Descartes und Hume; Pascal, Lessing, Kierkegaard und Nietzsche), 3) „Die Gebäude der schöpferischen Ordner“ (Aristoteles, Thomas und Hegel). Vom dritten Band gibt Jaspers mehr als sechzig Namen von Philosophen an, die er in acht Gruppen eingeteilt hat. Wir finden da Dichterphilosophen, Naturforscher, Historiker, politische Denker, Soziologen, Literaturkritiker, Humanisten, Staatsrechtler, Theologen, „Literaten der Weisheit“, Skeptiker u. a., deren Leben und Wirken 3350 Jahre umspannt: von dem ägyptischen König Echnaton (Amenophis IV.) bis Albert Einstein.

Daß ein so eigenwilliger Denker wie Karl Jaspers bei der Auswahl der „unvergesslichen Menschen“, die „das Wesen der Philosophie offenbaren“, ausgesprochen willkürlich vorgeht, wird kaum jemanden überraschen. Einige philosophische Richtungen, deren Wirkungsfeld durchaus Beachtung verdient hat und heute noch verdient, würdigt er überhaupt nicht: Neurealismus (Bertrand Russell), Neopositivismus (Wiener Kreis), analytische Philosophie, logischen Empirismus, Pragmatismus, Nominalismus, Konventionalismus und andere Strömungen. Schon die Hervorhebung einseitig Großer bedeutet ja eine große Einseitigkeit. *Weder* trägt Jaspers je der Alternativen Rechnung, die die Beurteilung der Gedankenwelt dieses oder jenes Philosophen zuläßt, sondern entscheidet sich spontan für die eine Auslegung, für die, die seinem Wunsche entspricht, *noch* berücksichtigt er, daß nicht nur Einzelne „eine geschichtliche Wirkung von unvergleichlichem Umfang und Tiefengang gehabt“ haben, sondern daß „die historische Wirkung auf das Leben der Völker und auf die Entscheidungen der Dinge“ auch von Personengruppen, von philosophischen Schulen und Strömungen (die Stoa, der Wiener Kreis) ausgehen kann. Jaspers' Weltgeschichte der Philosophie ist deutlich eingeeengt auf die Überlieferung derjenigen philosophischen Gedanken, die der „Existenzerhellung“, der metaphysischen Vertiefung, der „Steigerung des Gegenwartsbewußtseins“ dienen; die um die „Grenzsituationen“ kreisen, um die „Grundkategorien“: Freiheit (Sich Aufschwingen zur Transzendenz des Umgreifenden), Geschichtlichkeit (Treue des Selbst zu seinem Grunde), Kommunikation (Verwirkli-



chung des Ich als Selbst durch Offenbarwerden im Andern).

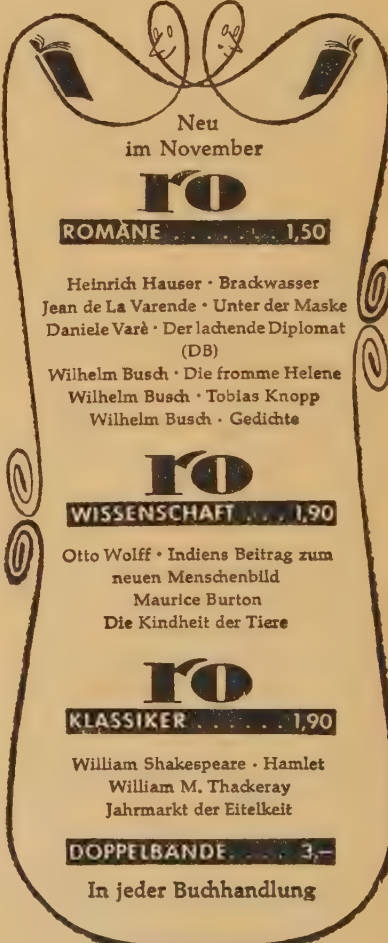
Wenn Karl Jaspers sagt (S. 94): „Dieses Buch möchte das Glück fördern, das in der Anschauung großer Menschen und im Mitdenken ihrer Gedanken liegt“, so mag dieser Wunsch des Autors bei manchem interessierten Leser seine Erfüllung finden; geschrieben wurde es aber doch für Studierende, und der Student, der die Geschichte der Philosophie, die Vielzahl ihrer Strömungen und Gegenströmungen, die Fülle antagonistischer Problemstellungen und -lösungen kennen lernen will, wird dieses Werk, in dem er nichts anderes findet als die weltgeschichtliche Verankerung des Jasperschen Existentialismus, wenig befriedigt aus der Hand legen.

Die dem Werke beigegebene gute Bibliographie kann leider das Fehlen eines ausführlichen Namen- und Sachregisters nicht ausgleichen. *Susanne Leonhard*

### Wilhelm Raabe

Die Arbeit der Verlagsanstalt Hermann Klemm, jetzt in Freiburg im Breisgau und Braunschweig, für das Schaffen Wilhelm Raabes mit der Herausgabe seiner sämtlichen Werke in 3 Serien bedeutete schon damals eine Großtat des deutschen Buchhandels. Diese verantwortungsbewusste Arbeit ist fortgesetzt worden durch eine kritische Neuausgabe von *Wilhelm Raabes Sämtlichen Werken*, die im Auftrage der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft von *Karl Hoppe* geleitet wird. Zu den früher erschienenen Bänden 6, 7, 8 und 10, die in der D. R. lebhaft begrüßt sind, kommen nun Band 11, Band 12 und Band 14, je Band Leinen DM 18,50. Band 11 bringt „Meister Autor“, „Zum Wilden Mann“, „Höxter und Corvey“, „Eulpenpfingsten“, bearbeitet von Gerhart Mayer und Hans Butzmann; Band 12 „Frau Salome“, „Die Innerste“, „Vom Alten Proteus“, „Horacker“, bearbeitet von Hans Butzmann und Hans Oppermann; Band 14 „Alte Nester“, „Das Horn von Wanza“, bearbeitet vom Herausgeber Karl Hoppe. Alle Bände sind mit wissenschaftlicher Akribie ausgezeichnet und bringen eine Fülle von sachkundigen Anmerkungen und Lesarten. Der Annex gliedert sich in die Unterteilungen: I. Das Werk, II. Der Text, die wiederum unterteilt sind, und III. die Anmerkungen. Weitere Bände sollen bald erscheinen.

Außer der großen Ausgabe erscheint noch eine Dünndruckausgabe von *Wilhelm Raabes Werken* in 4 Bänden, gleichfalls herausgegeben von Karl Hoppe, von denen uns Band 4 vorliegt (Leinen. DM 18,50), enthaltend „Alte Nester“, „Unruhige Gäste“, „Stopfkuchen“ und „Die Akten des Vogelsangs“, ebenso Anmerkungen und eine Biographie von Karl Hoppe, „Wilhelm Raabe, Leben und Werk“. Alle Bände sind hervorragend gedruckt und würdig ausgestattet. Sehr verdienstlich ist auch die Herausgabe vom Ergänzungsband I (Leinen 21,—) zu Wilhelm Raabes „Sämtlichen Werken, der eine Bibliographie von Fritz Meyen bringt, mit einem Vorwort des



Neu  
im November

**RO**

**ROMANE . . . . . 1,50**

Heinrich Hauser · Brackwasser  
Jean de La Varende · Unter der Maske  
Daniele Varé · Der lachende Diplomat  
(DB)  
Wilhelm Busch · Die fromme Helene  
Wilhelm Busch · Tobias Knopp  
Wilhelm Busch · Gedichte

**RO**

**WISSENSCHAFT . . . . . 1,90**

Otto Wolff · Indiens Beitrag zum  
neuen Menschenbild  
Maurice Burton  
Die Kindheit der Tiere

**RO**

**KLASSIKER . . . . . 1,90**

William Shakespeare · Hamlet  
William M. Thackeray  
Jahrmärkte der Eitelkeit

**DOPPELBÄNDE . . . . . 3,—**

In jeder Buchhandlung

Herausgebers Karl Hoppe und einer Einführung des Bearbeiters. Wesentlich der Anhang: Der handschriftliche Nachlaß Raabes, zusammengestellt von Karl Hoppe. Außerdem sind in guter Ausstattung folgende Einzelausgaben erschienen: Der Hungerpastor (DM 9,80); Abu Telfan (DM 9,80); Schüdderump (DM 9,80); Die Akten des Vogelsangs (DM 7,80); Alte Nester (DM 7,20); Der Dräumling (DM 6,80); Eulenpfingsten (DM 2,75); Gedelöcke (DM 3,90); Horacker (DM 5,20); Das Horn von Wanza (DM 5,80); Die Innerste (DM 2,75); Meister Autor (DM 3,85); Nach dem großen Kriege (DM 3,85); Christoph Pechlin (DM 7,80); Frau Salome (DM 2,75); Unseres Herrgotts Kanzlei (DM 6,80); Wunnigel (DM 5,80).

Es steht zu hoffen, daß die Arbeit für die Geltung Wilhelm Raabes, der sich nicht scheute, ein Herz zu haben, grade für die Armen und Mühseligen, es auch zeigte und unseren Tagen unendlich viel aus der Fülle seiner abgeklärten Lebensweisheit zu sagen hat, zu einer Raabe-Renaissance führt. Sein Werk kann helfen, die unvergänglichen Werke wieder in ihren Rang einzusetzen. Hier wird Brot des Lebens geboten.

R. P.

### Die Barke Phantasie

Es liegt in der Natur der Sache, daß wir mit der Lyrik anderer Völker in geringerem Maße bekannt werden als mit deren Errungenschaften etwa im Bereich der Prosa. Die Schwierigkeiten der Übersetzung fremder Lyrik sind groß und verlangen vom Übertragenden ein Höchstmaß an Sensibilität und eigener sprachlicher Fähigkeit. Zugleich wissen wir, daß auch und gerade die Lyrik über die Grenzen hinweg miteinander verständigt sein muß, soll keine Stagnation eintreten, möchte man einen Einblick haben in das, was dem Gedicht des andern Landes erreichbar geworden ist. Der übergreifende Zusammenhang, in dem gerade das moderne Gedicht steht, verbietet es, sich bei der Kenntnis der lyrischen Situation des eigenen Sprachraums zu beruhigen. Freilich, überzeugende Übertragungen, die das wahre Klima fremder Gedichte vermitteln könnten, begegnet man selten genug.

Die angedeuteten Schwierigkeiten lassen umso klarer die besondere Bedeutung erkennen, die den soeben unter dem

Titel „Die Barke Phantasie“ erschienenen Übertragungen zeitgenössischer französischer Lyrik durch Karl Krolow zukommt (Düsseldorf-Köln 1957, Eugen Diederichs. 72 S. DM 7,80). Krolow ist nicht nur einer unserer bedeutendsten Lyriker, sondern auch einer unserer berühmtesten Lyrik-Übersetzer. Seine besondere Liebe gilt seit je dem französischen Gedicht. Er öffnet uns mit diesem Buch den Blick in eine Welt von großer dichterischer Schönheit, wenn er auch, wie er in einem knappen, erhellenden Vorwort formuliert, nur „einige Bekanntschaften vermitteln, Anregungen geben“ möchte, „die am Ende der deutschen Lyrik der Jahrhundertmitte zugute kämen“.

Es ist — der Fülle des Materials wegen — nicht Ziel der Anthologie, möglichst vollständig zu sein. Vielmehr kommt es Krolow darauf an, „gewisse Linien zu ziehen, in Übertragungen von Gedichten Erkundungen eines Geländes vorzunehmen, das weithin noch nicht abgeschritten ist“. Dennoch begegnet man den wichtigsten Namen, so daß der Band zugleich eine ausgezeichnete Übersicht über die Situation der modernen französischen Lyrik gibt. Das Hauptgewicht liegt auf Gestalten wie Jules Supervielle, Henri Michaux, Guillevic, O. V. de L. Milosz, Pierre Reverdy und vor allem Guillaume Apollinaire. „Das Spiel seiner Assoziationen, das freie Spiel seiner abenteuernden lyrischen Phantasie schuf recht eigentlich den Raum, in dem man sich von nun an bewegen konnte.“ Daneben stehen Gedichte von Léon-Paul Fargue, Louis Aragon, Paul Eluard, Jacques Prévert, Jean Follain und anderen.

Wesentlich ist, daß die Gedichte dieses Buches nicht „übersetzt“ wirken, daß ihnen alles am Boden Schleifende, Verquälte fehlt, daß sie aber auch nicht — das wäre die andere Gefahr — gleichsam „eigene“ Gedichte Krolows sind, denen das Original nur als Vorwand diene, sondern diese Übersetzungen sind in jenem Bereich angesiedelt, der von der ärgerlichen Schwerfälligkeit bloßer lexikalisch-wörtlichen Übersetzung ebenso fern ist wie von einer freien Paraphrasierung. Dank seiner hohen lyrischen Empfindlichkeit und der von lange her geübten Fähigkeit des genauen, behutsamen Hineinhörens in den Text sowie dank seiner eigenen Sprachmöglichkeiten gelingen Krolow hier Übertragungen, in denen noch das Verborgenste mitschwingt

und die Maßstäbe setzen für das, was Lyrik-Übertragung sein kann.

Von Mal zu Mal spürt man seine innere Verbundenheit mit dem Original, die Betroffenheit, die Freude, welche die lyrische Mitteilung in ihm erregen, deren Zauber er sich aussetzt und den er mit bewundernswerter Sicherheit in die eigene Sprache herüberholt. Deshalb leuchten diese Gedichte, kommen jeweils voll zu ihrer Wirkung. Sie ziehen den Leser in ihren Kreis, aus dem er verwandelt zurückkehrt. Die Auswahl der Proben der einzelnen Dichter läßt erkennbar werden, daß Krolow nach langem Umgang sich für die Gedichte entschied, die zusammen ein vielgestaltiges Panorama ergeben. Von daher wird die wohlthuende Verteilung der Gewichte bei der Komposition des Ganzen, die Ausgewogenheit, verstehbar. Die Anthologie ist nicht nur eine Zusammenstellung von Namen und Gedichten, sondern wirklich ein Buch, eine innere Einheit, bei aller Verschiedenheit der Temperamente, die sich vorstellen. Ein reiches Buch, von dem Impulse ausgehen. Es ist an uns, sie aufzunehmen. *Walter Helmut Fritz*

### Die Literarische Welt

Während der Jahre 1925 und 33 erschien in Berlin „Die Literarische Welt“, eine Zeitschrift in Zeitungsformat, also dazu bestimmt, aus der ästhetischen Sphäre hinaus ins Breite zu wirken, ein Blatt von hohem Niveau, das doch nicht der Masse entgegenkam, und an dem mitzuarbeiten kein Autor von Rang sich versagte. Aus der literarischen Gegenwart Deutschlands heraus blickte sie über die Grenzen, sie war betont europäisch orientiert, und sie griff auch auf das Historische zurück, wo sie es als klärend für unsere Zeit erkannte. Jeder war mit ihr vertraut, der Bücher schrieb, verlegte, kritisierte und vor allem wirklich las. Auf ihren Seiten spiegelte sich das kulturelle Bemühen Deutschlands. Das unselige Dritte Reich hat sie verdammt und verbrannt. Versuche, sie gleichzuschalten, scheiterten. Wäre sie im alten Geist erhalten geblieben, so hätte sie ihren Lesern beständig vor Augen gehalten, was verloren gegangen ist und welcher Entwicklungsprozeß zerrissen wurde.

Eine solche Zeitschrift konnte nur von einem freien Kopf, von einem Mann mit Weitblick, kritischem Instinkt und

mit Intuition geschaffen werden. Das war *Willy Haas*, aus der Prager Dichterpflanze gekommen, die für die erste Hälfte des Jahrhunderts von unschätzbarem Einfluß gewesen ist. Haas, der vor der Vernichtung durch ein kulturfeindliches Regime bis nach Indien auswich, aber bald nach dem Zusammenbruch in das Land seiner Sprache, also in seine Welt zurückkehrte, hat ein Buch der Erinnerungen geschrieben, dem er den Titel jener Zeitschrift gab, „*Die Literarische Welt*“ (München 1957, Verlag Paul List. 316 S. DM 15,80), das aber keineswegs aus Auszügen der L. W. besteht, sondern das eigene Leben in die Perspektive der miterlebten und mitbeeinflussten Zeit stellt. Kein selbstgefälliger Rechenschaftsbericht, sondern das, was Heinrich Mann in einem Buchtitel einmal angetönt hat: „Ein Zeitalter wird besichtigt.“ Als Haas 1948 wieder in Hamburg eintraf, war er skeptisch, ob dort, wo er gewirkt und das Leben geliebt hatte, sein Name nicht schon verweht sei wie die Blätter, die ihn einst berühmt gemacht hatten. Jedoch, eine Welle von Sympathie schlug ihm entgegen. „Es wurde mir immer wieder gesagt, daß ich eine ganze Generation junger Menschen literarisch erzogen hatte . . .“ Gewiß, diese Generation war durch den Wahnsinn des Dritten Reichs stark dezimiert; und die neue, durch düstere Erfahrungen gegen alles Gestrige skeptisch geworden, wußte von Haas und seinem Wirken nichts. Es mußte ihr erst bewiesen werden, was im kulturellen Leben Deutschlands in diesen zwanzig Jahren zerstört, wie eine lebenswichtige Entwicklung unterbunden worden war. Das ist der Sinn dieses Buches. Er beleuchtet aus dem eigenen Sein heraus den weiten Kreis eben der literarischen Welt, die das Kulturelle und das Politische, das Künstlerische und das Humane, den Kampf und den Ausgleich in sich begreift. Wie er hineinwuchs in das keineswegs papierene, sondern welt-offene Leben des Buches und seiner Dichter, wie ihn die zeitliche Bindung an Theater und Film förderte und wie er selber im freundschaftlichen Zusammenhalt (Werfel, Brod, Kafka, Hofmannsthal) sich geistig entwickelte, wie überhaupt das Schöpferische der Generation sich kristallisierte und ihm eine Verantwortung auferlegte, die er erfüllte, das ist die (übrigens ganz uneitle) Aussage dieses Buches, das schon vom Lebenden



her zum Vermächtnis an das Heute und Morgen wird.

Der Bericht mündet in Betrachtungen über Indien, das ihm in bedrängter Zeit Heimat, Arbeit, Existenz bot. In den Schlußkapiteln vermittelt er, zu welchen Erkenntnissen er über Kunst, Kultur, Philosophie und Religion des asiatischen Subkontinents gekommen ist, wie sich darüber sein Zeitgefühl geklärt hat. Er spielt keineswegs den Osten gegen den Westen aus, aber indem er in die — von ihm zugegeben: niemals auslotbare-Tiefe indischen Wesens gräbt, findet er die Gelassenheit, die ihn befähigt, auch die bitteren Erfahrungen überlegen in seine Entwicklung einzuordnen. Das krönt sein Buch zum Nutzen seiner Leser. Haas ist überzeugt, daß das Schicksal von inneren Kontakten bestimmt wird; Indien war seine Bestimmung, nicht indem er sich an dessen Mystik und Mythologie verlor, sondern indem er sich daran klärte.

Max Krell

#### Fritz v. Unruh

„Mächtig seid Ihr nicht in Waffen!“ Diese Worte, die Fritz v. Unruh im deutschen Reichstag 1923 nach der Ermordung Rathenaus gesprochen, sind als Titel über den Sammelband seiner Reden gesetzt, den der Verlag Hans Carl in Nürnberg wenige Monate nach Erscheinen von Unruhs Lebensroman „Der Sohn des Generals“, in gleich guter Ausstattung und schwarz-rot-gold gebunden, herausgebracht hat (348 S. DM 14,50). Wieder werden die Bilder lebendig, als wir Unruh sprechen hörten, als die Kaskaden seiner dramatischen Wort- und Gedankenballungen uns überströmten und erschütterten, Unruh aber unbeweglich vor uns stand ohne äußere Gesten, nur am ganzen Körper bebend unter der Wucht der aus seinem Innersten hervorbrechenden Visionen seines Dichter-Genies. „Unruh ist einer, der aus dem Holz der alten Propheten geschnitzt ist“, hat Albert Einstein geschrieben (7. Begleitwort). Was der Frontkämpfer in den Damaskus-Stunden vor Verdun geschaut, als ihn die auf dem Felde des Wahnsinns geschlachteten Toten zuzurufen schienen: „Bruder, warum verfolgst du mich?“, das hat er „mit der ganzen Kraft seiner Seele und seines Geistes im erbitterten Kampf gegen den Militarismus und die Vergöttlichung des Staates“ (7) unermüdlich bis auf den heuti-

## Die Monatszeitschrift



## BERLINER Blätter

Die Hauszeitschrift  
der Reichshauptstadt

Bezugspreis 1,— DM  
zuzügl. Postgebühr

Seit 1. September 1957 in unserem Verlag

Kostenlose Probenummern vom

Verlag A. W. Hayn's Erben

Berlin SO 36, Schlesische Str. 26



gen Tag in allen seinen Reden (die letzte vom 10. September 57 gegen die Atomgefahr) den Generationen vor Augen gestellt — die Vision einer „neuen Brüderlichkeit“, einer „neuen Liebe“ gegen die Männergeistigkeit, die zu immer neuen Kriegen führen muß: fordernd dagegen die Herrschaft des Geistes aus der Verantwortung des eigenen Gewissens, das das „Nein zur Lüge“ und das „Ja zur Wahrheit“ zu sagen wagt: denn „In Dir ist der Wille zum ‚Ja‘ und der Wille zum ‚Nein‘ . . . in dir ist der Wille zum ‚Tier‘ und der Wille zu ‚Gott‘. Entscheide dich, Du fang an! Du fang an! Du fang an!“ (162, Paulskirche 1948).

Haben wir angefangen? Hat U. Gehör gefunden, als er schon 1924 in der Republikanischen Partei versuchte, zumal die Jugend vom Abgrund zurückzureißen: der „Teufelskommis“ aus Braunau (157) mit seinen „Propaganda-Agenten des Satans“ (133) wußte seine Opfer zahlreicher zu finden in einer müde und feige gewordenen Generation, obwohl Unruh noch am 18. 1. 1932 im großen Berliner Sportpalast, trotz gleichzeitiger Massenversammlung des braunen Verführers, vor 20 000 begeisterten und entschlossenen Antinazisten und Widerständlern die „Eiserne Front“ gegen den „Henker der Freiheit“ proklamierte und „das deutsche Volk warnte vor den zu neuem Krieg hetzenden Prinzen und Generalen, die ihren Hitler zielbewußt unterstützten, um sich durch ihn endlich rächen zu können für ihren verlorenen Krieg von 1918“ (136). „Helft, daß in dieser Stunde aus einem Sportpalast werde der Herzpalast, die Kammer des allzulang geschändeten Geistes“, so rief er den „Soldaten des Friedens“ zu (84/5).

Fritz v. Unruh hat leider recht behalten, als er im gleichen Jahre 1932 in der Komödie Zero voraussah: „auf dem Potsdamer Platz werden Schafe weiden“ (337); der grausige Hitler-Spuk fand ein apokalyptisches Ende! Und heute? „Hinweg mit ihnen“, mit dem ganzen „Rudel der Mitläufer, Beamten, Professoren und Generale“, „die immer sagen: ‚Hier stehe ich, ich kann auch anders‘“, hat U. in der Paulskirche 1948 gefordert (173/4). Aber sie sind wieder da, hinter den Kulissen, in wichtigen und wichtigsten Schlüsselstellungen, in denen sie sabotieren, was die Verantwortlichen beschließen, wie es U. selbst erfuhr. Bestimmen tun die Industrie-

magnaten: zynisch haben sie unmittelbar nach „ihrer“ Wahl die Kohlenpreise erhöht, und „die Stahlpreise werden nachziehen“. Die „Restauration“ reißt die soziale Kluft immer weiter auf. Buntbemützte Halbstarke dürfen wieder zur Bestimmungsmensur antreten, um sich gestieft und gespornt mit ihren Fleischhackvisagen gegen die Nichtsatisfaktionsfähigen als soziale Hochstapler aufzuspielen. „Heißt euer heimliches Gebet: Zurück?“ fragte Unruh schon in seiner ersten großen Rede in Mannheim 1922 (23). Wahrlich Fritz v. Unruh ist heute aktuell wie eh und je.

Egon v. Petersdorff

## Luise Rinsers neuer Roman

Die Fabel in „*Abenteuer der Tugend*“ (Frankfurt/M. 1957, S. Fischer Verlag, 290 S. DM 13,80) ist nicht ungewöhnlich: eine Frau, die sich um einer Ordnung willen, der man sich zu fügen hat, von ihrem Geliebten trennt, nimmt es nach dessen Scheidung auf sich, ihn zu heiraten, einen ebenso begabten, faszinierenden wie haltlosen Menschen, der ihre Kraft bis zum äußersten beansprucht, für den sie auf alle eigenen Ziele und Wünsche verzichtet. In die Kernhandlung hineinverwoben sind drei weitere Lebenswege: die Überwindung einer Leidenschaft wird geschildert, ferner die Entwicklung einer unerfüllten Ehe, und immer mehr in den Vordergrund tritt im Laufe der Geschehnisse die Gestalt eines Mannes, der ins Kloster gegangen ist.

Das Ganze kommt zur Darstellung in den Briefen der Hauptfigur, in den Briefen Ninas — bekannt aus dem Roman „Mitte des Lebens“, der hier seine Fortsetzung findet. Von Nina gespiegelt erhält jede einzelne Gestalt sowohl ihr eigenes Gesicht als auch ihren kompositorisch bedingten Platz im Gesamtgefüge. Aber wenn dies, das rein Formale, schon ungewöhnlich ist — nämlich ungewohnt und meisterhaft bewältigt zugleich —, so erst recht, was Luise Rinser an Hand der an sich einfachen Fabel gedanklich auslotet: über den Sinn der Liebe, der Ehe hinaus nicht nur so vielschichtige Begriffe wie Freiheit, Hoffnung und Glaube sondern den Sinn des Lebens schlechthin. Sich bis zum Schluß von ihr überzeugen zu lassen, hat allerdings zur Voraussetzung, daß man weltanschaulich auf dem gleichen Boden steht

wie sie, auf dem Boden der katholischen Kirche.

Der Roman wird, obwohl er im Sinne der Autorin kein eigentlich tragisches Ende nimmt, beherrscht von dem starren Ernst der Tragödie; nicht einer menschlichen Schwäche gönnt die Briefschreiberin trotz ihrer Klugheit und einfühlenden Güte ein Lächeln, jede Schwäche des Menschen zielt für sie auf letzte Entscheidungen ab. Die Sprache des Buches ist dagegen, vergleicht man sie mit der mancher früherer Arbeiten von Luise Rinser, insbesondere mit der etwas verkrampten Kargheit in „Daniela“, biegsamer geworden, natürlicher, worunter jedoch weder Wahlllosigkeit noch Weitschweifigkeit verstanden werden darf.

*Hildegard Ahemm*

### Symphonie des Grauens

Einen Roman nennt *Heinrich Gerlach* sein Buch „Die verratene Armee“ (München 1957, Nymphenburger Verlagshandlung. 560 S. 17,80 DM). Es handelt vom Untergang der 6. Armee. Plivier hatte als Dichter über das geschriebene, was er aus Erzählungen von Mitkämpfern und aus Tagebüchern von Gefallenen kannte. Hier schreibt nun einer, der die 77 Tage im Kessel von Stalingrad selbst miterlebt hat. Wir erleben das grausige Geschehen aus der Sicht des Soldaten, aus der des Offiziers, und wir lernen Stalingrad vom Standpunkt der oberen und obersten Führung kennen.

Niemand unter den Soldaten will glauben, daß eine Armee von 300 000 Mann geopfert werden könnte. Die Landser glauben es nicht und ihre Offiziere auch nicht. Sie hatten ja das Versprechen: „Ihr könnt Euch felsenfest auf mich verlassen.“ Nicht nur die eingefleischten Nazis glauben an Hilfe und Rettung; die tollsten Gerüchte über den Anmarsch von Ersatztruppen erfüllen bis in die letzten Tage vor dem Untergang Tausende und Zehntausende. Kranke und Verwundete, die noch gehfähig sind, werden ausgekämmt und müssen die „HKL“ besetzen. Verantwortungsbeußte Ärzte bekommen zu hören, sie seien in erster Linie Offiziere, sie hätten die Interessen der Führung zu vertreten. „Die interessiert der kranke, hilfsbedürftige, leidende Mensch einen Dreck.“ Ist es dann nicht konsequent, wenn schließlich die Tagesration von 60 Gramm Brot für Verwundete gestrichen

wird nach dem Grundsatz: „Wer nicht kämpfen kann, soll auch nicht essen“?

Vor Jahren wurde bemängelt, daß Plivier die Bedeutung des christlichen Glaubens als einziger und fester Kraft in dieser völligen Hoffnungslosigkeit zu wenig gewürdigt habe. Gerlach weiß um die Kraft dieses Glaubens und um den Halt, den er Vielen gegeben hat. Aber er schildert auch, wie sogar Pfarrer, die auf festem Grund zu stehen schienen, in schwerste Anfechtungen verfielen. Wir lesen, wie sich ein 23jähriger Schwerverwundeter taufen läßt, aber den Pfarrer bittet, der Vater möge es nicht erfahren, er würde wohl böse sein. Und wir hören von dem Verbot des Verteilens christlicher Druckschriften an die Truppe. Eine Liste von Wehrmachtsgeistlichen, die deswegen gemäßregelt worden sind, ist gleich zur Abschreckung dem Verbot beigelegt. Mit solcher Mißachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze glaubte man an höchster Stelle siegen zu können.

Viel wird im Kessel über den Sinn des Geschehens nachgedacht, wenigstens im Kreise der Soldaten und Offiziere, die sich überhaupt Gedanken machen, und je länger das Grauen dauert, desto mehr. „Gibt es in einem totalen Krieg kein Recht und kein Gewissen mehr?“ — „Über alle hier im Kessel war ja schon das Urteil gesprochen, auch über die, die noch Richter zu sein sich vermaßen.“ — „Ihr denkt ja alle genau so wie ich, seid bloß zu feige, es auszusprechen. Mit dem Munde redet Ihr von Haltung, und mit den Augen schielt Ihr zum Flugplatz.“ Das Ausfliegen und Ausgeflogenwerden ist überhaupt der Strohalm, an den sich die Versinkenden klammern. „Ohne Würde, ja — hier in Stalingrad verlor die Wehrmacht Hitlers die Maske, die ihr Gesicht verhüllt hatte. Was dahinter sichtbar wurde, war grauenhaft.“

Als wenige Tage vor dem Ende der Katastrophe ein Kommandierender General nach weiterem Menschenmaterial fahndet, um den Kampf noch für ein paar Tage oder nur Stunden fortführen zu können und auf die Hunderte von Verwundeten hingewiesen wird, um die sich kaum noch jemand kümmere, stellt er die Frage: „Haben Sie denn überhaupt eine Ahnung, wo jetzt die Front verläuft?“ Da bekommt er zur Antwort: „Die Front verläuft zwischen Recht und Unrecht, Herr General. Wir stehen nicht auf der gleichen Seite.“



Recht viele sollten das Buch lesen. Es geht uns alle an, und es hat uns Allen recht viel zu sagen, auch noch nach 15 Jahren, auf daß die Tragödie von Stalingrad nicht in Vergessenheit gerate. Auch nicht die Vermessenheit und Unmenschlichkeit, die sie herbeigeführt haben.

*Alexander Griebel*

### Salka Valka

„Salka Valka“ hat Halldór Laxness vor 25 Jahren geschrieben (übersetzt von: Ernst Harthern. Hamburg 1957, Rowohlt. 494 S. DM 14,80). Es ist ein mächtiges episches Werk, das fest in isländischer Erde verwurzelt ist. Als Laxness dieses Buch schrieb, war er aus fremden Ländern zurückgekehrt, erfüllt vom fremden Elend, das in den Jahren der Wirtschaftskrisen die Welt bewegte. Er entdeckte seine Heimat und daß in den gottverlassenen Fischerdörfern genauso gut wie anders der Mittelpunkt der Welt ist. „Salka Valka“ ist so die Geschichte eines kleinen Fischernestes und seiner Bewohner, die in einem täglichen Kampf mit kargen Verhältnissen und einer unbarmherzigen Natur leben. Die

Menschen in Oseyri am Axlarfjord sind untrennbar verbunden mit dem ständigen Regen, dem Meer, dem Fischgeruch und mit dem Tran und dem Tang; sie sind — so meint Laxness — eine Variante der Fische, die Gott, wie alles im Fjord, aus Fischen gemacht hat. — Repräsentant der Gesellschaftsordnung in Oseyris ist der Kaufmann Johann Bogesen. Er kauft den Fisch und gibt den Menschen Arbeit. Die Löhne werden in Form eines Guthabens in seinem Laden, in dem es die lebensnotwendigsten Dinge gibt, verrechnet. Aber in diese patriarchalisch verwaltete Gesellschaft dringen neue Zeiten. Eine Gewerkschaft der Fischer bricht Bogesens Monopol, kleine Unternehmer entstehen, aber vielen Fischern geht es noch schlechter als zuvor. Streiks werden organisiert, Feindschaften und Unruhen dringen ins Dorf. Es ist weniger Klassenkampf als instinktive Reaktionen nach einem menschenwürdigeren Dasein, das die Leute von Oseyri zum Handeln bringt. Mit viel Ironie und Sympathie schildert Laxness viele Phasen in diesem Kräftespiel. — Aber dieses Spiel der sozialen Kräfte ist nur die eine Seite von „Salka Valka“, die andere

*Günter Blöcker*

## DIE NEUEN WIRKLICHKEITEN

Linien und Profile der modernen Literatur

372 Seiten • Ganzleinen DM 13.80

„Es ist nach dem Krieg kein Essayband über moderne Literatur erschienen, der es mit Günter Blöcker's „NEUEN WIRKLICHKEITEN“ aufnehmen könnte.

*Frankfurter Neue Presse*

„Blöcker's blanke Intelligenz gehört zu den verheißungsvollen Erscheinungen der zeitgenössischen deutschen Literatur. Eine übernationale Literatur-Konzeption ist ihr vorgegeben und ganz selbstverständlich. Eine solche Begabung ist stellvertretend für das Ganze einer Literatur, in welcher der Kult der Hoffnungslosigkeit vielfach zu einem ungeprüft übernommenen Schlendrian ausgeartet ist. So bequem macht es sich Blöcker nicht. Im Vergangenen zeigt er Ansatzpunkte neuen Werdens, mit einer zugriffigen Intensität. Seine Kritik ist Ansporn für Mut und musische Wachheit, seine Erwartungen haben das Naturrecht des Lebens und alle Berechtigung auf Grund seiner außergewöhnlichen Gaben und ihrer Leistung. Gruß ihm!“

*Max Rychner in DIE TAT, ZÜRICH*

**ARGON-VERLAG BERLIN W 35**

Seite ist weit bedeutender und gibt das Bild einzelner Menschen in einer gährenden Gesellschaftsordnung. Auf dem Weg nach Süden, wird aus Mangel an Reisegeld die unverheiratete Sigurlina Jonsdottir mit ihrem kleinen Mädchen Salka Valka nach Oseyri verschlagen. Es ist der Zufall mit seinen Launen, der auch diesmal ihr Leben regiert. Die Heilsarmee nimmt sich beider an, und hilflos und einsam wie nur ein Mensch sein kann, preist Sigurlina in den kalten Winternächten die Herrlichkeit Gottes. Ein verkommener Seemann und Fischer nimmt sich der beiden allmählich an, nimmt die Mutter als Geliebte und duldet die Kleine. Salka Valka wächst auf in Armut und moralischer Verworfenheit, und eines Tages findet man ihre Mutter aufgedunsen am Strand mit Sand und Tang im Mund. Die elternlose Salka Valka schlägt sich mit ihren kleinen Fäusten durchs Leben, wird mannhaft, listig und verschlagen, aber sie liebt das Leben und den Fröhling im Fjord. Salka Valka vertritt eine neue Zeit und alte Sehnsucht. Sie träumt von einer besseren und gerechteren Ordnung unter den Menschen, aber es wird ihr auch bewußt, daß das unaufhörliche Leiden am Dasein immer wieder nach einer neuen Welt verlangt. Darin liegt auch Laxness' Botschaft. Laxness ist kein Tendenzdichter, er ist auch nicht allein ein großer Schilderer seines Volkes: menschliche Verhältnisse und die menschliche Tragödie sind sein Sujet. Für Laxness gibt es Spannungen zwischen dem Individuum und der Gesellschaft, unmittelbare Gefühle und sozialer Fortschrittsglaube — immer neue Leiden am Dasein. Er erzählt in „Salka Valka“ davon, ironisch und mit warmem Humor, poetisch und lyrisch, schelmenhaft und manchmal auch bitter und sein Buch schmeckt süß und herb.

Guenter Klingmann

### Antlitz — verschüttet

Gertrud Fusseneggers, der katholischen Erzählerin, Roman „Das verschüttete Antlitz“ (Stuttgart 1957, DVA) besteht aus kleinen, nicht ungeschickt erzählten Novellen aus dem Leben der vier Hauptgestalten des Buches: des tschechischen Landarztes Viktorin Zeman, der von Kindheit an ein Gezeichneteter ist; „Abyssus abyssum vocat“ sagt er, der erst unter falschem Mordverdacht verhaftet und geächtet wird und dann tatsächlich seine moralisch verkommene

Frau in den Fluß stößt, bis er schließlich als Freigelassener zu sich und seinem Beruf zurückfinden wird; die Geschichte dieser Frau, die uneheliche Kind einer Amüsierdame und verstoßene Tochter eines jüdischen Multimillionärs sein muß; ihrer Freundin Elisabeth Türmer, des unscheinbaren „Hirtentäschel“, in deren Entwicklung offenbar autographische Züge der Autorin eingeflochten sind und die von dem sonst gar nicht so platonischen Zeman platonisch geliebt wird; und ihres Mannes Leonhard Jering, der etwas „liebenswürdiger Dilettant“ ist.

Eindringliche Novellengestalten sind es, während der Ehrgeiz der Autorin im Entwicklungsroman Probleme des Ehelebens, der Eltern- und Kindschaft aufzeigen möchte. Schade, daß es nun nur schlecht gefugte Staffage mit Edelkitsch ist; schade, weil Gertrud Fussenegger schreiben kann. Leider meint die Autorin auch, alle Flüchtlingsessentiments einer Deutschböhmin in faustdikker Schwarzweißmanier auftragen zu müssen, was wir ihrem pädagogisch-literarischen Takt nicht anheimstellen dürfen, weil es zu gefährlich für den Leser ist. Entsprechend werden die jüdischen Charaktere des Buches beinahe nur durch die Brille versteckten Vorurteils gesehen, wenn auch nicht gerade karikiert. Denn sogar die Schreie aus einem Judentransport stören den Seelenfrieden einer Silvesternacht.

Zum Behagen einer nicht allzu scharf nachdenkenden Leserschaft gehört nach neuestem Romanrezept offenbar auch ein Quäntchen Gewissensbisse. Die Kapitelüberschriften und Motive sind zum Teil billig sentenziös: „Das Bild der Schlange“. „Die Früchte des Baumes.“ „Die steinernen Bilder“, „Das Haus der Glücklichen“. — Die oft überknappe, rasche und deutliche Sprache hätte gründlicher von sudetendeutschen Idiom- ausdrücken gereinigt werden müssen, die wiederholt stören, ohne zur Atmosphäre unentbehrlich zu sein. Auch mit medizinischer Sprache wird etwas unvorsichtig gewirtschaftet: „Kathedre“ statt Katheter, „Ozää“ (Stinknase) statt Ozäna, eine Krankheit, die sie der alten Mutter eines sonst nicht unsympathischen jüdischen Professors zulegte (!). Dagegen sind die Bilder aus Prag, Pilsen und der böhmischen Landschaft mit Dichterkraft und Heimatliebe gezeichnet. Aber was meint dies: „In weißlichen Flor gehüllt, ritt

(der Mond) auf schwarzen Wolkengestalten, eine halbe, in der Mitte auseinandergebrochene Scheibe“? — So blumig wird leider noch öfters geschrieben, was bei einer Autorin, die es besser weiß und die mehr als eine bloße Unterhaltungsschriftstellerin ist, uns nicht behagen kann. Uriel Kurt Mayer

## Eulenspiegeleien anno 1957

Las ich doch eine Kritik zum neuen Malaparte: „Verdammte Toskaner“ (Karlsruhe 1957, Stahlberg. 224 S. DM 14,80) — sie beschäftigte sich mit dem geographischen; nicht mit dem malapartischen Toskana. Unterschrift: eine Frau — die sind oft sehr logisch. Natürlich sagte mein Buchhändler gleich, ich hielt ihn für zuverlässig: „Nichts, der neue Malaparte.“ Ich werde mir einen neuen Buchhändler suchen: Beide sind dem Vexierbild eines glänzenden Geistes (oder dem Vorurteil) unterlegen, eines männlichen Geistes: Der neue Malaparte ist ein köstliches Buch.

Malapartes „Haut“ war nicht jedermanns Haut. Männer wie Malaparte brauchen einen Passierschein für harmlose Gemüter, man wird ihn nicht auf allen Gassen bekommen. Das gilt von den Pratesern, für Malaparte, für die Toskaner: „Gegen die Dummen empfindet der Toskaner Abscheu, denn nie weiß man, was aus einem Dummen alles herauskommen kann.“ Malapartes Eulenspiegeleien sind von präziser Schärfe, ätzend, man hat etwas dagegen, wenn man ausgezogen wird, man müßte sich schnell indentifizieren, nur ein „Chamäleon“ ist auch in unserer Zeit nur in Ausnahmefällen, im stets suchenden, geherzten Geist eines Malaparte letztlich ein echter „Toskaner“. Was sind das für Leute: Toskaner? Um die man einen Bogen macht, deren Sport man fürchtet? Das sind für Malaparte, hinter dem lustigen Schleier just die, denen Freiheit von Intelligenz abhängt, natürlich sind alle Toskaner intelligent, deswegen gibt es so wenige. — Erinnern wir uns: Es sind Eulenspiegeleien. Darum den Freifahrtschein mit Malaparte: „Welch ein großes Glück für uns Toskaner, zum Nachbarn ein Volk wie das umbrische zu haben, das uns wohlwill, uns versteht, nicht Argwohn und Neid gegen unsere Intelligenz empfindet, und das

uns mit offenem Visier verteidigt . . .“ Selbst Arroganz kann verzeihlich sein. Die Gleichung geht auf, wenn man für Toskaner = Malaparte (besser noch) den jeweiligen Leser setzt. Ganz nebenbei ist dieser Malaparte — wie könnte er es anders — das eigenwilligste Buch — ich dachte an Edschmid — das je über die Toskana und Umbrien geschrieben wurde. Horst Bingel

## „Das Ewig Weibliche . . .“

„Was liest du da eigentlich? Und warum lachst du denn in einem fort, Männe? Was? Das Brummen soll auch jemand verstehen. Aber das ist ja typisch für dich. Alles nur für sich selbst, mir gönnt man gar kein Vergnügen. Das ist der Dank dafür, daß ich den ganzen Tag, von morgens bis abends, für dich schufte, mich quäle und abrackere. Ein feiner Ehemann bist du, das muß man sagen. Also sag mir schon was du da liest?

Männer, sei doch nicht so . . . Was hat dieses hämische, freche Grinsen eigentlich zu bedeuten? Muß ja was ganz Besonderes sein, wenn du mir das Buch nicht einmal zeigen willst. Wahrscheinlich eines von diesen . . . na, ich kann mir schon denken. Kann ich mir lebhaft vorstellen. Hat dir bestimmt einer von deinen „guten Freunden“ geborgt. Nicht-wahr? Ja, ja, so fängt es immer an. Mit schlechten Büchern. Dann kommt der Alkohol, schlechte Gesellschaft, Freunde, und schließlich die Gosse. Und wie es endet? Hinter Gittern natürlich. Daß ich das alles miterleben muß. Die Frau eines Zuchthäuslers . . . Aber meine Mutter hat es ja schon immer gesagt. Mir glaubt man ja nicht, was ich für ein Leben mit diesem Mann habe. Ja, vor anderen Leuten, da ist man zuvorkommend, aufmerksam, freundlich. Aber da für zuhaus!

Jetzt ist es aber aus. Ich laß mir mein Leben nicht mit Gewalt zugrunde richten. Das Buch will ich sehen, das du da liest. Ja, und zwar sofort. Was? Was ist das?“

„200 Seiten „Madame Kaudels Gardinenpredigten“ von Douglas Jerrold (Marbach/Neckar, Perlen-Verlag) und kostet DM 9,80“.

„Natürlich, dafür ist Geld da, aber für das grüne . . .“ Peter Kersten



## Die Wüste wächst . . .

Die Welt, die uns vor Augen liegt, seit über 150 000 Jahren, bietet immer noch den erregendsten Stoff für den, der sie zu sehen weiß. Alfred J. Karbe, ein Fachjournalist mit Meriten, hat ein recht interessantes Buch über den Stoff geschrieben, der drei Viertel unseres Erdballs bedeckt. (*Alfred J. Karbe: „Wasser — Segen und Gefahr“*, Freiburg 1957, Verlagsanstalt Hermann Klemm, 267 S. mit Illustrationen. DM 12,80). Er sprach mit Fischern, Beamten und Professoren, besuchte Kongresse, Wasserbau- und Gesundheitsämter, flog über vertrocknende Kontinente und fand schwarze Erde mitten auf dem Ozean, filmte, interviewte und untersuchte mit peinlicher Genauigkeit den ungeheuren Rohstoff, das Element des Lebens, den Beginn unserer Existenz — das Wasser. Ein handliches Kompendium internationaler Wasserwirtschaft ist daraus geworden, aber es ist nicht nur für den Wissenschaftler gedacht, — die Probleme, die Karbe präzis vor uns seziert, haben uns recht bald mehr oder weniger am Kragen. Das Unheil, das menschliche Aktivität unbedacht in das großartige Widerspiel der Naturkräfte zu bringen imstande ist, zeigt wachsendes Ausmaß. Die Wüsten mehren sich unheimlich in unserer nächsten Nähe. Grundwassersorgen kosten Tag für Tag Millionen auf der ganzen Welt. Wer den Problemen ausweichen will, zahlt morgen dreifach.

Karbe hat Jahre gebraucht, um den ungeheuren Stoff zu sammeln, kritisch zu sichten und Lösungen zu suchen. Sein Buch überzeugt. Es sollte denen zu denken und vor allem zu tun geben, die es zuvorderst angeht.

Aber es gibt kaum einen, den es nicht betrifft . . . *Arnold Landwehr*

## In einer revolutionären Welt

Die Formulierung von Prinzipien hat in der amerikanischen Außenpolitik immer eine große Rolle gespielt. Durch den Artikel eines gewissen Mr. X. (es war George Kennan), wurde in der Zeitschrift „Foreign Affairs“ zum ersten Male 1947 das Prinzip der Eindämmungspolitik beschrieben, dessen Anwendung in der Truman-Doktrin Golo Mann die „einzigartige Verkündung des universalen Interventionismus“ nennt. Ein

Berliner Journalist hat Entstehung, Inhalt und Wirkung von Kennans Eindämmungstheorie jetzt, gestützt auf meist unveröffentlichtes Material, dargestellt: *Jürgen Reiss „George Kennans Politik der Eindämmung“* (Berlin-Dahlem 1957, Colloquium Verlag. 100 S. DM 11,—).

Schon 1944 warnte Kennan das State Department vor den Tendenzen territorialer und politischer Expansionspläne der Sowjets für die Nachkriegszeit. Roosevelt aber blieb bei seinem geduldigen Bemühen, das sowjetische Vertrauen zu erwerben. Erst 1947 setzten sich Kennans Empfehlungen durch. Kennan bezeichnete den Sowjetkommunismus als aggressiv und expansiv, der als Endziel die Weltherrschaft anstrebe, die vorwiegend mit politischen Mitteln erreicht werden solle. Das Grundmotiv der sowjetischen Politik war nach seiner Ansicht die Festigung der inneren Macht des Regimes. Zwar meinte er, die sowjetische Macht sei nicht unbegrenzt, einen Wandel von innen her hielt er jedoch für utopisch. Vielmehr müsse der Westen durch ein einiges, entschlossenes Entgegentreten das weitere Vordringen des Sowjetkommunismus eindämmen. Hierbei solle Amerika die Führung übernehmen und dem Abendland helfen, seine materielle und geistige Krise zu überwinden.

Der Berner Soziologe und Wirtschaftstheoretiker *Richard F. Behrendt* attackiert in seinen Schriften traditionsreiche Überzeugungen. Er glaubt, daß eine defensive Eindämmung des Kommunismus nur der Versuch sei, die Symptome des Übels kurieren zu wollen, ohne seine Wurzeln auszurotten. Er beurteilt die Erfolge des Kommunismus als die Folge, nicht die Ursache der westlichen Fehlschläge. Hier wird der westliche, anti-kommunistische Damm, dessen Planskizzen Reiss nachzeichnete, in einem größeren Zusammenhang gesehen und seine Fundamente werden mit erbarmungsloser Schärfe abgeklopft: *„Problem und Verantwortung des Abendlandes in einer revolutionären Welt“* (Tübingen 1956, J.C.B. Mohr. 47 S. DM 3,80, Reihe Recht und Staat 191/192 und vom selben Verfasser *„Das Problem der ‚unterentwickelten‘ Länder“* (Essen 1956, Archiv-Verlag Hoppenstedt. 24 S.).

Nach Berendts Überzeugung ist die 500jährige Hegemonie des Abendlandes abgeschlossen. „Der Okzident übertrug

seine Ruhelosigkeit, sein Erwerbsstreben und seinen Freiheitsdrang auf die von ihm „erschlossenen“ Gebiete und die von ihm „erweckten“ Völker wurden damit, meist ungewollt, ja unwissentlich zum Auslöser einer revolutionären Entwicklung“. So kam es zum Zerfall der alten Ordnung, die westliche Dynamik wurde unverarbeitet übernommen und führte zu Unsicherheit und dem Verlust der Orientierung. Der Widerstand der einzelnen Völker verstärkte sich durch ungleiche Einkommensverteilung und als sozialpsychologischer Komplex entstand ein extremer Nationalismus. Die Stellung des Abendlandes wurde in der Welt, die es einst beherrschte, problematisch, entscheidend bedroht durch den Bruch in der eigenen Haltung und die offenen Selbstwidersprüche zwischen Theorie und Praxis. Es war nach Behrendt eine verhängnisvolle Folge der Eindämmungspolitik, daß die noch unentwickelten Völker es vermocht haben, „auf dem Zaun zu sitzen“ und „die Großmächte gegeneinander auszuspielen“. Das Abendland müsse sein erschlafenes Gefühl der sicheren Überlegenheit aufgeben und erkennen, daß es in einer revolutionären Welt lebe. Es müsse sich in die Weltgemeinschaft einordnen, auf sich selbst besinnen, Ordnung ins eigene Haus bringen und die anderen Völker als vollwertig anerkennen. Eine defensive Haltung ist nach Behrendts Ansicht nicht viel mehr als ein fataler Verzicht auf die einstige Stärke der abendländischen Dynamik. Die Abendländer müßten den unentwickelten Völkern ein Prinzip anbieten, nämlich das „der größtmöglichen Fruchtbarmachung menschlicher Begabung und Energien in einer Atmosphäre maximaler Freiheit und Gleichberechtigung innerhalb einer rechtsstaatlichen Ordnung.“

Der britische Historiker Barraclough nannte das vor einigen Jahren die „capacity for moral leadership“. Behrendt fordert, die kurzfristigen opportunistischen Ansprüche zu Gunsten der von ihm verkündeten Notwendigkeiten zu überwinden. Die Genesis der Kennan'schen Theorie zeigt, gegen welche Widerstände und unter welchen Bedrohungen sich eine neue Erkenntnis in die Tat umsetzen muß. Wie sollte das mit Behrendts rhetorisch verkündeten, etwas utopisch anmutenden Thesen geschehen, vor allem da man bei ihnen die detailierte Bestandsaufnahme vermißt? Sorg-

fältige Übersichten benötigen wir, wenn wir eine historische Analyse von Reiss oder eine kritische Forderung von Behrendt nicht nur zur Kenntnis nehmen, sondern weiter durchdenken wollen, ohne dabei in nationale Gehirnrämpfe zu verfallen. Wolfgang Rieger

## Reihen — und kein Ende?

Müssen eigentlich Reihen sein, die „Bibliotheken“, „Taschenbücher“, „Büchereien“? Reclam und Götschen, neuerdings die rororo- bzw. Fischer- und entsprechenden Serien — sie haben ihren guten Sinn: Nur mit Uniformität und hohen Auflagen sind die billigen Preise zu erreichen, die in einer Zeit wichtig ja segensreich sind, da größere wissenschaftliche oder auch belletristische Werke zu Preislagen hinaufgesteigert werden, die einfach sinnlos sind und jedenfalls den Eindruck erwecken müssen, als gelte im Buchverlag nur noch das Gesetz risikoloser Kalkulation. Nehmen wir die Inselbücherei mit ihrem, vorwiegend ästhetisch begründeten, Sonderrang oder die, ausschließlich wissenschaftlich gerichteten, Sammlungen „Dap“ und „Urban-Bücherei“ hinzu, so erscheint als gemeinsames Charakteristikum dieser alten oder jüngeren Reihen der probate Satz „Wer vieles bringt, wird manchen etwas bringen.“ Drum seien wir dankbar für Reihen — diese Reihen.

Nun scheint das Vorbild zu wirken: Gleich zwei bekannte Verlage präsentieren Reihen ausschließlich historischer Kurz-Monographien: Oldenbourg/München und Musterschmidt/Göttingen. Die ersten 8 Bände des Musterschmidt-Verlages liegen jetzt vor; sie erscheinen unter dem Sammel-Titel „*Persönlichkeit und Geschichte*“ (1: P. Rassow, Karl V.; 2: H. Rößler, Reichsfreiherr vom Stein; 3: W. Hahlweg, Clausewitz; 4: P. Wentzke, Gagern; 5: E. Schröder, Krupp; 6: H. Teske, von der Goltz; 7: F. von Boetticher, Schlieffen; 8: G. von Rauch, Lenin; je Band rund 100 S., brosch. DM 3,60). Eine Reihe für den „historisch interessierten Leser“ — um Waschzettel-Deutsch zu reden. Sollte auch der Reihen-Titel Waschzettel-Deutsch sein? Nicht, als ob in dem Wortpaar „Persönlichkeit und Geschichte“ nicht gewichtigste (und schwerst zu fassende) geschichtsphilosophische und historiographische Probleme steckten! Sieht man aber die — im übrigen sauber präsent-

tierten — Bändchen durch, so findet man mehr oder weniger „gekonnte“ Kurz-Biographien — kaum mehr. Gut und eigenständig sind die von Rassow (Karl V.) und von Rauch (Lenin), auch die von Wentzke (Gagern). — Erstaunlich, daß unter den ersten 8 Titeln gleich drei hohe Militärs abgehandelt werden, von ihnen zwei — Schlieffen und von der Goltz — auf die Weise einer recht herkömmlichen, ja gelegentlich peinlich sentimental „Militärgeschichtsschreibung“. Der Bearbeiter von Schlieffen zitiert, bei Auswertung eines breiten, in Offiziersfamilien tradierten Quellenmaterials, nicht einmal das neuere Werk von G. Ritter über den Schlieffenplan, dafür aber die Tatsache, daß 1912 „Fräulein Otto, die treue Hausgehilfin, den Weihnachtsbaum geschmückt“ hat! — Die Arbeit von W. Hahlweg über Clausewitz bringt, über das biographische Referat hinaus, immerhin ein materielles interessantes Kapitel über die Wirkungsgeschichte des Werkes „Vom Kriege“. — Die Schrift über Krupp bricht bereits um 1900 ab und bleibt vollkommen im Nur-Familiengeschichtlichen hängen. —

Wozu alles? Finden sich die dargestellten „Persönlichkeiten“ in jenen großen Zusammenhang hineinverbunden, den der Reihen-Titel verspricht? Offenbar nicht; es bleibt bei isolierten Kurz-Biographien (samt der — legitimen! — Konzentration des jeweiligen Autors auf seinen Helden). Schade! Verlag und Herausgeber haben die Chance verpaßt, die ihnen der Reihen-Titel in die Hand gab! Sagen wir's am Beispiel der drei Militärs: W. Hahlweg weist darauf hin, wie rasch Clausewitz' philosophisch (-soziologische) Einsichten über die Funktionalität des Krieges im Rahmen des Phänomens „des“ Politischen im Unverständnis einer nur noch militär-technischen Esoterik (bis hin zum barbarischen Pseudorealismus Ludendorffs und Hitlers pathologischer Maßstablosigkeit) nicht mehr aufgenommen bzw. instinktsicher unterdrückt wurden. Das wäre ein Stichwort für die deutsche Heeresgeschichte seit der Ära des jüngeren Moltke! Deutschland hat diese Trennung des (sich autonom gebärdenden) militärischen vom (seiner Herrschaft nicht wahren) politischen Bereich mit zwei verlorenen Kriegen bezahlt (von anderen Ursachen der Katastrophen zu schweigen). In der Bundeswehr scheint man — tröstlich zu wissen! — dieses überkom-

mene Problem zu sehen, ohne es schon bewältigt zu haben. — Ähnlich unbewältigt ist die strukturell parallele Trennung von Staat und Gesellschaft, die sich im Entwicklungsgang der Familie Krupp widerspiegelt. Das Wort von Alfred Krupp (gesprochen um 1850!) „Wir haben keine Zeit für Lektüre, Politik und dergl.“ könnte eine ganze Monographie tragen — schon wegen des schauerlichen „und dergl.“! — Unbewältigt ist auch noch das Grundproblem der Demokratie in Deutschland: das der politischen Bildung eines seines „Standes“ bewußten Staats-Bürgers. Stein, wie eine Generation jünger, Gagern haben in ihrem politischen Handeln — und Scheitern! — das Herzblut ihrer freiherlich-adligen Reichs-Tradition an dieses Problem und die mit ihm verbundene Frage einer politisch-kulturellen concordantia oppositorum vergossen. —

Uns scheint, daß es erst dann sinnvoll sein dürfte, neue thematisch bestimmte Reihen mit viel versprechenden Titeln anzubieten, wenn mit mutigem Blick auf die Nöte und Anliegen der Gegenwart, aus deren Fragen die Geschichte immer wieder neu erinnert werden muß — die Teile wirklich zum Ganzen gefügt werden. Der unverbundenen Bausteine haben wir genug.

*Hellmut Kämpf*

## Spanien

Spanien und Deutschland waren jahrhundertlang eng miteinander verbunden. Vielleicht kann man sogar sagen, daß das spanische Weltreich nicht mehr gedeihen konnte, nachdem es seinen mitteleuropäischen Anker verloren hatte. Aber auch der Zerfall des Heiligen Römischen Reiches hat nichts an diesem Aufeinanderangewiesensein der beiden Mächte ändern können. Die letzten hundertfünfzig Jahre der spanischen Isolierung wurden zweimal entscheidend durchbrochen und beide Male war es so, daß innerspanische Unruhe mit deutscher Außenpolitik in Berührung kam: 1870 gab die spanische Königssuche mit dem Angebot an Leopold Hohenzollern-Sigmaringen den Anlaß zum deutsch-französischen Krieg. 1936 versicherte sich die rebellierende Offiziersclique, die sich durch die zweite Republik um ihre Privilegien gebracht sah, der Hilfe des deutschen „Führers.“



Dieses letzte Ereignis hat die Berichterstattung über Spanien bis heute beeinflusst. Es gäbe keine Diktatur Franco, wenn nicht die Achsenmächte sie, ohne auf den Widerstand der Demokratien zu stoßen, errichtet hätten. Es gäbe dann aber auch diese halb verlegenen, halb frechen Spanienpublikationen nicht, die hierzulande die Affaire Franco beschönigen, weil sie meinen, damit das gute alte Verhältnis beider Staaten zu retten.

Fritz Wahl, der lange Jahre für die „Frankfurter Zeitung“ in Madrid war, macht dies Versteckspiel nicht mit. Seine „Kleine Geschichte Spaniens“ (Frankfurt/M. 1957, Scheffler. 176 S. DM 7,80) verrät nicht nur den hervorragenden Kenner des Landes, sie zeigt auch einen freien Geist am Werk, der politischen Wert und Unwert abwägen kann. Durch die Jahrhunderte folgen wir zwei antagonistischen Linien in der spanischen Geschichte. Über die Krone ist nach 1580 nur wenig Gutes zu vermelden, besonders nicht über die bourbonischen Träger. Aber wie die Bevölkerung der Halbinsel, oft genug im Kampf gegen korrupte Zentralgewalt und örtliches Kазikenunwesen zugleich, unter den allerschwierigsten Bedingungen sich ihr Menschenrecht erkämpft, das verdient Bewunderung. Fritz Wahl macht keinen Hehl daraus wo seine Sympathien liegen. Wir sollten es auch nicht tun. Wenn leider, leider die Beziehung Spanien und Deutschland in der Vergangenheit auf traditionalistischen Elementen und politischer Rückständigkeit beruhte, so soll und muß sie sich für die Zukunft umorientieren. *b. p.*

## Nehru

Erwin Berghaus hat mit offener Sympathie das Gepräge der Persönlichkeit Nehrus gekennzeichnet: die besonnene Klugheit, Gelassenheit und Redlichkeit, die ihn — mit Gandhis Worten — Indiens Ritter ohne Furcht und Tadel sein ließen. „Nehru, ein Lebensbild“ (Berlin 1955, arani Verlag GmbH. 206 S. und 21 Abbildungen). Man begreift hier sehr wohl, wie ihm Sozialismus eine Sache des Erlebens und Tuns, nicht aber der Lehre zu sein vermag, — der einzige Weg, kommandem Unheil zu entgehen, wie er mit der Gläubigkeit seines Humanismus sagt, der sich von der ideologischen Verblendung in Ost und West gleich weit entfernt halten

möchte. Etwas kommt bei diesem mit westlichen Augen gesehenen Lebensbild sehr schön heraus: daß Nehru innenpolitisches Leitbild und damit der Weg des indischen staatlichen Neubaus und Umbaus aus den Erlebnissen und Erfahrungen des Mannes Nehru zu verstehen ist, nicht aber aus programmatischen Erklärungen des „Socialistic pattern of society“, schon garnicht aus doktrinärem Marxismus westlicher oder östlicher Prägung. Nehru ist dem Dogmatismus wie jeder Form der Gewalt abhold, selbst der Druck, den sein Lehrer und Freund Gandhi auf die Gewissen seiner Anhänger und Freunde ausübte, erschreckte ihn. Solche Liberalität hält den Sozialismus in jener halb religiösen Sphäre des moralischen Appells und des wirkenden Vorbilds. Wäre nicht der Erfolg des Staatsmannes Nehru vor aller Augen, könnte man versucht sein, dieses politische Konzept mit Louis Fischers Urteil anerkennend abzutun: ein guter Mensch, der sich unter die Staatsmänner verirrt hat. Berghaus hat in kurzen prägnanten Strichen seinem Nehrubild eingefügt, wie das Nahziel einer allmählichen Verwandlung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen Indiens mit dem Fernziel der geistigen Führerschaft verquidkt ist und mit der beinahe mytischen Überzeugung vom Wiederaufstieg Asiens.

Der geschichtliche Bericht endet Mitte 1955, als die Konferenz von Bandung Nehru zum Wortführer der sog. blockfreien asiatischen-afrikanischen Völker gemacht hatte und deren Zukunftshoffnungen ins Licht von Nehrus Prestige und Einsicht stellte. Es ist dies ein unbeabsichtigter dramatischer Höhepunkt der Darstellung. Die Krisen und Bewährungen der vergangenen zwei Jahre lassen darin auch dunklere Farben erscheinen, doch unverändert ist die Zeichnung geblieben. Wie bei aktuellen Biographien üblich, wird der Leser gerade diese neuesten Entwicklungen vermissen. Der Kaschmirkonflikt vor allem stellte Nehru und die indische Politik vor Probleme, wie sie die angeblich nur machtpolitisch interessierten Staaten traditionell kennen. In der Auseinandersetzung mit harter politischer Realität hätte sich Idee und Einsatz im Wirken Nehrus vielleicht plastischer zeigen lassen als in der vorausliegenden Periode des neuen Indiens, in der ihm ungeteilt die Sympathien aller zuteil wurden.

Mit erstauntem Rückblick bemerkt man am Ende des Buches, daß Nehru scheinbar recht allein durch die Geschichte des werdenden indischen Nationalstaates geht; wenig Feinde, kaum Freunde. Und da stimmt etwas nicht mit Berghaus' Bericht. So wie ein ganz klar wird, wo Nehru und Gandhi differieren, wird nie dargestellt, welch unterschiedliche Kräfte Nehru tragen und das Bild seines Indiens bestimmen. Sardar Patel geht hier nur wenige Schritte mit ihm. Ambedkar, der radikale Reformers des indischen Rechts, tritt hier garnicht auf. Nehru geht hier einsam wie ein Diktator über die Bühne, — so wie bei Gelegenheit von Nehrus Besuch in Deutschland die Zeitungen sagten: „Indien, das ist Nehru.“ Aber gerade so ist es nicht. Tatsächlich ist dieser Eindruck nur die Wirkung einer im Verlauf der Darstellung entstehenden Umweltlosigkeit. Abgesehen hiervon gibt Berghaus eine in Information und Wertung richtige Darstellung, die fesselnd zu lesen und voller Pointen ist.

Valentina Rosen

## Polen

Oskar Halecki hat in seinen Vorträgen über „Limits and divisions of European History“ (demnächst deutsch bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt) bemerkt: mit den polnischen Teilungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts, dieser Vergewaltigung eines seinem Glauben und seiner Herrschaftsstruktur nach alteuropäischen Staates, habe das imperialistisch werdende Staatensystem Europas „Europa“ als Idee verraten. Seitdem gehe Macht vor Recht, der Wille Einzelner zu primitivem Dominieren vor Ausgleich und „Konzert“ der Mächte. — So verstand auch Friedrich Gentz das Ereignis. — Das Schicksal Polens zwischen den beiden Weltkriegen, vergleichbar dem „Schicksal“ einer Nuß zwischen den Backen des Nußknackers, bietet eine besondere markante Illustration zu dieser These.

Einer der jüngeren deutschen Ost-Historiker, Hans Roos, hat in einer höchst profunden Studie „Polen und Europa. Studien zur polnischen Außenpolitik 1931-1939“. (in: Tübinger Studien zur Geschichte und Politik, Nr. 7; Tübingen 1957, Mohr. 421 S. DM 29,40) die Spätphase der polnischen Außenpolitik vor 1939 analysiert. Die Arbeit kann,

infolge ihrer erdrückenden Fülle aufgearbeiteter Primärquellen, gewiß für eine breitere Öffentlichkeit eine kürzere Übersicht (wie etwa die von H. Laeuen, Polnische Tragödie; Stuttgart 1955) nicht verdrängen, will es sicher auch nicht. Sie spricht vorwiegend zu den Fachhistorikern, sollte aber auch besonders von Diplomaten eingehend studiert werden. Denn hinter der minutiösen Nachzeichnung der im engeren Sinne außenpolitischen Hergänge der ausgehenden Ära Pilsudski und der Ära Beck bis zum Vorabend des Kriegsausbruches 1939 werden die Voraussetzungen und Imponderabilien einer Politik deutlich, auf der schwerste Hypotheken lasten: Der miserable Vertrag von Versailles hat nicht nur Danzig und den „Korridor“ als strittige Punkte zwischen Deutschland und Polen stehen gelassen, sondern mit der ahnungslosen Übertragung des westeuropäischen Nation-Begriffes auf die ethnisch äußerst komplexen Verhältnisse Ostmitteleuropas diesem schier unüberwindliche Spaltungsfermente mitgegeben. Sehen wir ab vom Wilna-Disput mit Litauen — allein schon die Frage der Slowakei (des tschechischen „Korridors“ zur UdSSR!) und die des Teschener Ländchens hielten gefährliche Entzündungsherde aktiv, an denen uralte Differenzen zwischen dem adlig-katholischen Polen und der bürgerlich-hussitischen Tchechoslowakei immer wieder aufbrachen. Eine solche außenpolitische Lage, aus ihr folgend die Distanzierung Polens von der „Kleinen Entente“ (und dies angesichts seiner höchst prekären Stellung zwischen Deutschland und dem Erbfeind Rußland!), konnten die leitenden Staatsmänner des innenpolitisch uneinigen Polen, vor allem den etwas zu glatten und etwas zu sehr von sich selbst überzeugten Obersten Beck zu einer über raffinierten Sonderpolitik (Politik des „Dritten Europa“, 1937-1939) verleiten. Sie enthält den Anteil eigenen Verschuldens am Untergang Polens 1939.

Den Anteil — nicht mehr! Denn Hitler ist es gewesen, dessen antieuropäischer politischer „Stil“ Polen in einem wahnwitzigen „Ostraum“-Expansionismus hineinriß. Die Politik Hitlers, der nicht fähig war zu begreifen, daß auch eine Politik der Macht sich durch Vertrags-treue glaubhaft erhalten muß, hat — nach dem Verrat der eigenen angeblichen Volkstums-Prinzipien (Besetzung Kern-Böhmens!) — Polen einem anarchi-

chen Imperialismus geopfert, da es diesem nicht hörig werden durfte.

Das Werk von Roos wird bis auf weiteres die maßgebende Darstellung der zentral-ostmitteleuropäischen Vorgeschichte des Einbruchs Rußlands in das Herz Europas bleiben. Kpf.

## Recht, Wirtschaft, Gesellschaft

Der Verlag Herder hat kaum sein großes Lexikon abgeschlossen, da überrascht er die Öffentlichkeit mit einem neuen, ebenso umfänglichen lexikalischen Werk. Das altvertraute „*Staatslexikon*“, das seit siebenzig Jahren fünf Auflagen erlebt hat, erscheint nun in einer sechsten: Herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. 6., völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage. 8 Bände im Format 17,5 x 25,8 cm. Je Band ca. 624 S. mit zahlreichen graphischen Darstellungen und Tabellen. Ausführliches Register am Schluß des letzten Bandes. *Band 1*: XII und 624 S. Subskriptionspreis in Leinen DM 68,—, in Halbleder DM 76,—.

Die Artikel wurden neu geschrieben, der Umfang erweitert. Das Staatslexikon war ein Unikum in Deutschland. Es verband das fundierte Wissen der Handbücher für Sozial- und Staatswissenschaften mit der Form des Konversationslexikons. Das war nicht bloß verlegerisch, sondern auch politisch ein gewagtes Unternehmen. Es konnte nur gelingen, weil eine breite, politisch-interessierte Schicht sich in diesem Lexikon repräsentiert fand. Das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft ist das Handbuch der konservativen Politik in Deutschland. Konservativ verstanden in einem weiten undoktrinären Sinn; aber mit dem sicheren Rückhalt der katholischen Glaubenslehre. Dabei ist es bei der Neuauflage geblieben. Artikel wie Abtreibung oder Aufklärung oder Berufständische Ordnung, nicht zuletzt aber die Auswahl der Personen, die gewürdigt werden, bestätigen es. Das Ganze ist sorgsam gearbeitet und, wie uns scheinen will, lesbarer als in der vorhergehenden Auflage. Das Sachwort Abrüstung zum Beispiel ist ein kleiner politischer Essay, den zu lesen sich auch lohnt, wenn man nicht gerade nachschlagen muß. Dasselbe gilt für andere.

Entscheidend scheint uns aber eine prinzipielle Verbesserung gegenüber den

20er Jahren. Die mitunter übereifrige und mehr oder less nationalistisch gefärbte Parteinahme, die dazumal in den mitteleuropäischen Artikeln zu finden war, oder in Sachwörtern wie Minderheiten und Selbstbestimmung, ist verschwunden. Sie hat, soweit man das von Abbe bis Beyerle schon beurteilen kann, einer gelockerten, überlegenderen Betrachtung Platz gemacht. Wir hoffen, dieses Urteil in den nächsten Bänden bestätigt zu finden. D. R.

## Reich der neuen Mitte

Das Geheimnis des anderen Menschen ist schon in unserem Alltag ein Faktor für Mutmaßungen, für die seltsamsten Vorstellungen über sein Eigenleben. Je mehr er Sonderling ist, je abseitiger er lebt, umso leichter kann unsere Ansicht über ihn zum Fehlurteil werden. — Was aber verbirgt ein „Eiserner Vorhang“ und erst recht eine „Chinesische Mauer“ denn anders als das ins Gigantische übertragene Geheimnis eines Sonderlings. So gab es seit Jahrhunderten die entstehendsten Beschreibungen über China, das Reich, das in seinen Landkarten, wie bei uns einst Jerusalem, als Mittelpunkt einer kleinen Erdscheibe dargestellt war. — Aber in einer Beziehung war dieses Land stets richtig gesehen, eine kraftvolle Erscheinung, berechtigt zum Anspruch, Mittelpunkt zu sein, war es nicht. Vielmehr zeichnete gleichmütige Hinnahme aller Dinge die Mentalität seiner Menschen, und so nahm man den Einbruch des Kommunismus, „Rot-China“ als nichtssagendes Faktum hin; unbeeinflussbar von Invasionen, Regierungsformen und politischen Veränderungen werde es unverändertes China bleiben.

In seinem Buch „*China — Reich der Mitte*“ (Frankfurt/M. 1957, S. Fischer. 205 S. DM 19,80) hat Peter Schmid diese Hypothese zerstört. Der Verfasser, der China bereiste und viele seiner Texte mit unerhört wirksamen Aufnahmen belegt, hat es verstanden, in einem vom kommunistischen System unerwünschten Aufspüren von Menschen verschiedenster Einstellung, die eigentliche Situation festzustellen. Er erkennt, daß gerade durch den Faktor, der uns die Unveränderlichkeit zu garantieren schien, durch das seit Jahrtausenden überkommene stoische Hinnehmen der älteren Generation die Jugend viel leichter abtrünnig werden konnte. Kaum einen Wi-



derstand fand sie, als der Staat ihre Erziehung übernahm, und sie mit Thesen von der „Befreiung“ zu völlig veränderten Menschen formte. Der Anschluß an früheres Denken ist einfach verlorengegangen und damit auch der defensive Charakter. Die neue Jugend, die aus ihr rekrutierte neue Armee wurde — man möchte sagen — so unchinesisch, daß sie selbst in der Lage war, der UNO in Korea erfolgreich entgegenzutreten.

Was sagt die ältere Generation? Das durchschaut man nicht, selbst wenn sie den „Fortschritt“, der in mancherlei Hinsicht unleugbar auch einer ist, sich äußerlich anschließt. Sie ist überrannt. Aber dies Überrennen ist keines im europäischen Sinne. Auch hier spielt die Tradition der chinesischen, einer unserer ältesten Kulturen, eine erhebliche Rolle. Das Nachgeben ist hier die Form des Widerstandes. Diese uralte Geisteshaltung, die der Lehre von Lao-tse entspricht, läßt uns begreifen, wenn die enteigneten Fabrikanten in einem Festzug die Befreiung von ihren Rechten preisen, oder wenn ein alter chinesischer Rechtsanwalt sagt: „Auf uns kommt es nicht mehr an!“

Aber wie kann man dies Nachgeben Widerstand nennen. Diese Frage trägt Peter Schmid in Beispielen mannigfach an uns heran. Und es gelingt ihm, sie aus der Philosophie des alten China zu klären, die nur im Nachgeben Möglichkeiten einer Verwandlung erkennt. Daß hier an keine direkte Wirkung gedacht ist, es hier nicht konkret so gemeint ist, mag unbegreiflich erscheinen. — Bei uns gibt es Menschen, die immer wieder behaupten, im dritten Reich mitgemacht zu haben, um manches verhindern zu können. Das könnte sein, wenn wir es auch nicht so einfach gelten lassen wollen. — In China wäre aber eine solche Behauptung kein Schlüssel für das Problem. Ein europäischer Schlüssel paßt sowieso nicht, der chinesische schließt nicht auf, er verschließt — den Philosophen, der damit umgeht, stört nicht, daß er sich selber bestieht. — Schmid stellt die Frage bei einem Mann, „der den Kommunismus nicht riechen kann“ und doch dafür arbeitet: „Ist er ein Opportunist oder ein Weiser?“ — Hier durchschaut man den grundsätzlichen Unterschied der chinesischen von der europäischen Mentalität. Er wird zum Kernpunkt für das, was sich dort so überwältigend abspielt. So wird kaum ein anderes Land

in einer Charakterisierung so schwer zu erfassen sein wie gerade China. Und bei aller Abweichung seiner heutigen Einstellung von einer aus uralter Kultur erwachsenen Geisteshaltung wird wiederum kaum ein zweites Land allein von einem ausgezeichneten Kenner dieser Geisteshaltung erklärt werden können. Das Wesentliche liegt nämlich in dem, was nicht unbedingt sichtbar wird und was man an Ort und Stelle nicht erst erfahren kann, sondern was man mitbringen muß: das geschichtliche und politische Wissen, die Erfahrung, Geschautes nach seiner Abhängigkeit aus der Entwicklung des fremden Landes erklären zu können. Diese Vorbedingung ist hier erfüllt und bewährt sich: Peter Schmid vermittelt uns eine Ansicht des heutigen Rot-China im Wechsel gigantischer Fortschrittlichkeit und nicht minder gigantischer Fehlspekulation. Er zeigt uns die Hörigen einer Ideologie, die sie zu Freien und Sklaven in einem Ausmaß macht, das, so sehr es dem auch zu widersprechen scheint, doch einer jahrtausendealten chinesischen Denktradition entspricht. Macht besitzt das Mandat des Himmels.

V. O. Stomps

## FRITZ VON UNRUH MÄCHTIG SEID IHR NICHT IN WAFFEN

Gesammelte Reden

348 Seiten. Ganzleinen DM 14.50

In diesem Band sind die wichtigsten Reden Fritz von Unruhs gesammelt, die er bei bedeutenden kulturellen und politischen Anlässen gehalten hat:

Immer wieder erklingt sein Warnruf zum Frieden mit der Mahnung, daß sich ein drittes Mal ereignen könnte, was zweimal die Welt in sinnloser Weise verheert hat. Die Kraft des Ausdrucks und die Stärke des Willens, die hinter den flammenden Sätzen stehen, ergreifen den Leser und er spürt die Wahrheit des Gesagten, eine Wahrheit, der nur unter unendlich großen Mühen zur allgemeinen Erkenntnis verholfen werden kann.

Ein notwendiges Buch für unsere Zeit, das die Augen öffnet über die Gefahren, die uns heute bereits wieder so nahe sind.

Verlag Hans Carl · Nürnberg

## Hinweise

Kerneck, Heinz: *Hört! Hört!* (Berlin, Arani. 175 S. DM 4,80). Anekdoten aus der Nachkriegspolitik, sorgsam gesammelt und lustig zu lesen, aber nur zu einem kleinen Teil mit dem Hintergrund, vor dem der Spaß oder Ulk zum Humor wird.

Lattmann, Dieter: *Die gelenkige Generation* (München, Langen und Müller. 89 S. DM 3,60). Ein scharfer Scheinwerfer auf unsere Zeit, elegante Feuilletons, aber unbehagliche. Ein Bürger, der sich gegen den Bourgeois wendet.

Brühl, Helmut: *Wenn Portugal singt* (Berlin, Reimer. 144 S. DM 9,80). Wer nach Portugal reist — und es wird Mode werden — findet hier einen Führer durch die Landschaft mit ihren Städten, die Geschichte mit ihren Abenteuern, das Volk mit seinen oft rätselvollen Eigenheiten. In Wort und Bild ersteht eine Welt, die man das Eden auf Erden genannt hat und deren Hintergrund noch immer das gewaltige portugiesische Reich von ehemals bildet.

Paléologue, Maurice: *Tagebuch der Affäre Dreyfus* (Deutsch von H. Lindemann, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 216 S. DM 13,80). Der Verfasser, in den neunziger Jahren im Nachrichtendienst des französischen Außenministeriums tätig, hat viel gesehen und gehört, was den Zeitgenossen verborgen geblieben ist. Erst drei Jahre nach seinem Tode, 1945, sind seine Aufzeichnungen zur Affäre Dreyfus erschienen, für den Historiker eine schätzbare Quelle. Freilich ist die Angelegenheit schon zu lange her, als daß sie noch viele tief bewegen könnte, zumal Paléologue an dem menschlichen Schicksal des Angeklagten keinen besonderen Anteil nimmt.

Härtling, Peter: *In Zeilen zuhaus* (Pfullingen, Neske. 83 S. DM 4,80). Moderne Lyrik, u. a. von Lehmann, Eich, Krolow, auch von dem Verfasser, wird zu deuten gesucht, oft klärend, häufiger in einer den lernfreudigen Leser verwirrenden Ekstase des Gefühls und des Ausdrucks.

Rössler, Hellmuth: *Napoleons Griff nach der Karlskrone* (München, Oldenbourg. 95 S. DM 3,20). Der Darmstädter Historiker räumt mit der geläufigen Annahme auf, daß das Heilige Römische Reich Deutscher Nation unter dem Druck napoleonischer Siege entschlummert sei.

Bis zum letzten Augenblick hat man sich um seinen Bestand bemüht und erreicht, daß politische und kriegerische Ereignisse den Kaiser hinderten, sich die Krone Karls des Großen als Sinnbild der Herrschaft über Europa aufs Haupt zu setzen

Ben-Gavriel, M. Y.: *Israel* (München, Oldenbourg. 95 S. DM 3,20). Seit die Engländer 1917 Palästina eroberten, haben wir so viel mit uns selber zu tun, daß uns die Entstehung des 1947 errichteten Staates Israel kaum in groben Umrissen gegenwärtig ist. Wir hart, wie wirr und opferreich der Weg zur Freiheit und einer noch immer nicht befriedigenden Ordnung war, wird hier aus Überlieferung und Erlebnis und mit dem Wunsch nach Gerechtigkeit auch gegenüber dem Feind geschildert.

Günther, Herbert: *Der Buddha und seine Lehre* (Zürich, Rascher. 461 S. DM 16,80). Eine von der Psychologie Jungs gestützte Darstellung, die freilich so von Fachwissen befrachtet ist, daß der Laie nur mit großer Mühsal ersahnte Kenntnis daraus schöpfen wird.

Grote, Maria: *Dr. C. Sonnenschein* (Berlin, Morus. 155 S. DM 4,80). Dieser Apostel Berlins hielt von dem Brot, das man dem Armen reichte, mehr als von dem salbungsvollsten Traktätchen. Wie er wirkte, schrieb und sich selber zum Opfer brachte, schildert seine nächste Mitarbeiterin mit der Ehrfurcht vor einer nur mit Gottes Hilfe möglichen Leistung, aber auch mit der Freude am Menschlichen und Anekdotischen.

Bulst S. J., Werner: *Vernünftiger Glaube* (Berlin, Morus. 143 S. DM 6,40). Die Zeiten, in denen man die Evangelien für spät aufgezeichnete Legenden ohne geschichtlichen Wert hielt und die Frage erörterte, ob Jesus wirklich gelebt hätte, spuken nur noch in den Köpfen materialistischer Spätlinge. Die Wahrheit einer bald nach dem Tode des Heilands aufgezeichneten Überlieferung ist zweifelsfrei erwiesen, und der gläubige, noch mehr der ungläubige Laie wird mit großer Spannung diese Darstellung des Lebens und der Lehre Christi lesen.

Anders, Valentin: *Kinder fallen vom Himmel* (Schneekluth, Darmstadt. 203 S. DM 12,80). Ein glückliches Ehepaar. Doch hat jeder der Partner vor dem andern dasselbe Geheimnis: ein unehe-

liches Kind. Das Geheimnis enthüllt sich. Es gibt Verlegenheiten und Schwierigkeiten, am Ende geht alles gut aus, mit Verlobung und Hochzeit der Kinder wie in einem freundlichen Lustspiel von Schönthan und Kadelburg. Eine Geschichte voll harmloser Heiterkeit und manchmal sogar mit echtem Humor.

Urech, Till: Louise von François (Zürich, Juris-Verlag. 103 S. sfr. 9,65). Wie eine gründliche und liebevolle Dissertation liest sich diese Darstellung und Würdigung einer Erzählerin, die seit geraumer Zeit zu Unrecht nur noch in den Literaturgeschichten lebt, selbst mit dem ausgezeichneten Roman „Die letzte Reckenburgerin“.

Tillmanns, Robert: Eine Lebensleistung (Stuttgart, Evangelisches Verlagswerk. 162 S. DM 7,80). Den Verlust, den Deutschland durch den frühen Tod des Ministers und Vorsitzenden des evangelischen Arbeitskreises der CDU erlitten hat, vergegenwärtigt uns dieses Gedenkbuch mit Beiträgen zu einem Lebensbild und Selbstzeugnissen. Es entsteht das Porträt eines klaren, heiteren und herzlichen Mannes, der nie an sich, sondern immer an die Sache und vor allem an Gott gedacht hat.

Ordnung und Ziel (Stuttgart, Kohlhammer. 224 S. DM 12,80). Eine Sammlung von Beiträgen der letzten vierzig Jahre hat zu Ehren Peter van Aubels Robert Tillmanns herausgegeben und erinnert so daran, daß immer Menschen am Werk waren, um wie Aubel Ordnung zu schaffen im wirtschaftlichen, politischen, sozialen und kulturellen Leben.

Radecki, S. v.: Rede über die Presse (Heidelberg, Kerle. 26 S. DM 2,40). Jeder liest Zeitungen, aber es ist ein Unglück und eine Gefahr, daß nur wenige spüren, welcher Mißbrauch mit dem Wort und der Wahrheit getrieben wird. Karl Kraus wußte es und wurde deswegen verfeimt. Radecki nimmt die schneidende Waffe des Wieners auf und will mit dem Mut seiner Leidenschaft die Gewissen der Schreiber und Leser aufrütteln.

Oschilewski, Walther G.: Große Sozialisten in Berlin (Berlin, Arani. 96 S. 19 Abb. DM 5,80). Der stellvertretende Chefredakteur des „Telegraf“ entwirft mit journalistischem Geschick und historischer Gründlichkeit die Bildnisse von Karl Marx, dem Schriftsetzer Stephan Born, Friedrich Engels und Ferdinand

Lassalle in ihrer Berliner Zeit und gibt auch kulturgeschichtlich wertvolle Beiträge zur Entwicklung Berlins.

Vege sack, S. v.: Kleines Handgepäck (München, Langen-Müller. 106 S. Zeichnungen von Ernst Weis. DM 5,80). Skizzen und Gedichte, die den Leser zu heiterem Schmunzeln und erstem Nachdenken führen sollen. Doch ist der hier waltende Humor meist von der bitteren und deshalb nicht immer angenehm bezwingenden Art.

Brandt, Willy: Im Rampenlicht (Bechtle, Eßlingen. 72 S. Zeichnungen von W. Widmann. DM 5,40). Theateranekdoten, gute und schwache, echte und unechte, mit der Freude eines Liebhabers gesammelt, der weiß, wie gern Geschichten ihre Helden wechseln, aber seine kleinen Kostbarkeiten deshalb nicht minder schätzt.

Max Schoch: Gottesglauben des Modernen Menschen (Zürich, Niehans. 154 S. DM 6,80). Ein junger und temperamentvoller Theologe kämpft um die Frage: „Wie kriege ich einen lebendigen Gott?“ und geht modernen Antworten nach, wie sie die Arbeiterpriester, der Vater der Obdachlosen, der Schöpfer der moralischen Aufrüstung, die Evangelischen Akademien und Karl Barth zu geben versucht haben. Gott, der unausdenkliche, ist für uns ein Abenteuer geworden, und wenn er kommt, so ist es seine Gnade. Man kann die Begegnung mit ihm nicht erwirken, und wahrscheinlich ist der alte Weg noch immer der beste, auf dem man weniger kritisch denkt als kindlich vertraut. Schoch sieht in vielen Menschen und Bewegungen der Zeit das inbrünstige Bemühen, Gott nahe zu kommen. Vieles mag als ketzerisch gelten. „Aber“, so faßt er seine Meinung zusammen, „gerade in der ständigen Grenzüberschreitung und immer wieder erneuerten Korrektur, im dauernden Überfließen und wiederholten Neufassen haben wir das wirkliche christliche Ringen und Mühen, Singen und Jubeln, Erwecken und Lehren vor uns.“

Keller, Gottfried: Ausgewählte Gedichte (Bern, Francke. 219 S. sfr. 12,80). Der erläuternde Herausgeber W. Muschg zieht in seiner respektvoll kritischen Einleitung die Grenzen des schweizerischen Dichters, der kein Lyriker von Geblüt war. Unter der Auswahl des Vollkommenen findet sich Unbekanntes aus dem Nachlaß.



## Wer ist's?

Dr. Martin Beradt, geboren 1881 in Magdeburg, gestorben 1949 in New York, lebte bis 1939 als Anwalt in Berlin. Sein schriftstellerisches Werk umfaßt Novellen und Romane, die von 1909 an bei S. Fischer und bei Rowohlt erschienen u. a.: „Schipper an der Front“, „Die Verfolgten“, „Leidenschaft und List“. Unsere Erzählung entstand 1942, weitere Novellen und ein Roman, „Beide Seiten einer Straße“, die nach 1933 entstanden, blieben bisher unveröffentlicht. — Von Barbara Brendler, die in München lebt, erschienen Gedichte in Zeitschriften und Anthologien. — Ulrich Lohmar ist Redakteur der „Neuen Gesellschaft“, Bielefeld, des theoretischen Organs der deutschen Sozialdemokratie. Der vorliegende ist sein zweiter Beitrag zur „Deutschen Rundschau“. — Paul Elbogen, 1894 in Wien geboren, lebt in Hollywood. Er schrieb Essays und Romane (u. a. „Verlassene Frauen“, 1932, „Dram“, 1949) und gab Briefe berühmter Deutscher an Väter und Mütter und „Elternbriefe an berühmte Deutsche“ heraus (Rowohlt).

## In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Ernst Wilhelm Meyer . . . . . Sozialstruktur und Außenpolitik  
Johann Albrecht von Rantzau . . . . . Wiedervereinigung und westdeutsche Tabus  
Helge Pross . . . . . Die Stellung der Frau in der Bundesrepublik  
Martin Broszat . . . . . Völkische Ideologie und Nationalsozialismus  
Hermann Kesten . . . . . Was die Deutschen erzählen  
V. O. Stomps . . . . . Zille zum Gedenken  
Christoph Graf Schwerin . . . . . Faulkner als Lyriker  
Elisabeth Dryander . . . . . Erzählung

## Mitteilungen

Die dieser Ausgabe beigefügten Prospekte der Verlage Ferdinand Enke, Evangelische Akademie, Vandenhoeck & Rupprecht sowie die Beilage von Dr. med. Emmel empfehlen wir der Beachtung unserer Leser.

## Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co. Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci, Yokusu 12. — Amerika: Stechert-Hafner, Inc. 31 East 10th Street New York 3, N. Y.; Golden Gate News Agency, 66 Third Street San Francisco 3, California.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5.—.

## **Chrestien de Troyes · Perceval**

oder die Geschichte vom Gral

Übersetzung von Konrad Sandkühler, 204 Seiten, 4 Farbtafeln, Leinen DM 13,80.

Der Percevalroman des Chrestien de Troyes hat in der europäischen Geistesgeschichte eine hervorragende Bedeutung. Nie vorher war von einem Dichter eine Gestalt geschaffen worden, die so eigentümlich das Prinzip der Verwandlung durch das Schicksal und eigene Führung verkörpert. Die vorliegende Ausgabe ist die einzige deutsche Übertragung dieses bedeutenden Werkes der Literaturgeschichte.

## **Padraic Colum · Der Königsohn von Irland**

Übersetzung von Konrad Sandkühler, 232 Seiten, Gebunden DM 9,80.

„Dem Leser dieses Buches will es fast unbegreiflich erscheinen, daß ein Schriftsteller unserer Zeit noch so schlicht und zugleich gewaltig erzählen kann, wie wir es sonst nur aus den besterhaltenen Märgen der Volksüberlieferung kennen. Und daß der Faden, der all die köstlichen Geschichten des irischen Märchenschatzes verbindet, so klar und fein, so ‚echt‘, möchte man sagen, gesponnen werden konnte . . .“

## **Friedrich Husemann · Goethe und die Heilkunst**

Zweite, neu bearbeitete Auflage, 128 Seiten, Leinen DM 8,50.

Der Verfasser erweist sich als genauer Goethe-Kenner. Er zeigt aus den Schriften, Briefen, Gesprächen und der Biographie des Dichters, daß Goethe der erste war, der die Frage nach dem Wesen des Organischen richtig stellte und den Weg zu ihrer Lösung wies, denn Goethe hatte sich den Blick für das Ganze, der schon zu seiner Zeit der Medizin verlorengegangen war, wieder errungen.

## **Erich Schwebsch · Zur ästhetischen Erziehung**

216 Seiten, Pappband DM 6,80.

Der Autor gehörte zu den ersten Lehrern an der Freien Waldorfschule. In diesen Aufsätzen berichtet er von den Erfahrungen, die er beim Aufbau eines Unterrichtes machte, für den es in dieser Art noch keine Vorbilder gab.

## **Ernst Bindel · Die ägyptischen Pyramiden**

als Zeugen vergangener Mysterienweisheit

2. Auflage, 320 Seiten, 12 Abbildungen, Leinen DM 19,80.

Der Autor stellt dar, wie die altägyptische Kulturepoche noch im Zeichen der Mysterienweisheit stand. Aus dieser Grundeinstellung gelingt ihm eine gründliche und spirituelle Deutung jener gewaltigen Baudenkmäler, die immer neu das Erstaunen und die Bewunderung der Menschen erregen.

*Verlangen Sie bitte unseren Gesamtkatalog!*

**VERLAG FREIES GEISTESLEBEN STUTTGART**

## Ein Festgeschenk von Wert

### Der bunte Sarafan

Russische Liebesgeschichten von Puschkin bis Samjatin

*Herausgegeben von JOHANNES VON GUENTHER*

*Mit 128 Zeichnungen*

*444 Seiten im Großformat 14 x 22 cm, Ganzleinen DM 18,80. Ein repräsentativer Band, blütenweißes Papier, mehrf. Schutzumschlag*

In jeder guten Buchhandlung zur unverbindlichen Ansicht vorrätig.  
Falls keine Buchhandlung zuhanden, auf Wunsch Direktversand ins  
Haus durch M. Rückert's Buchhandlung, Gerabronn/Württemberg

WOLFGANG ROTHE VERLAG / HEIDELBERG

*In 2. überarbeiteter Auflage erscheint:*

### DEUTSCHE PHILOLOGIE IM AUFRISS

Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter  
herausgegeben von

**Professor Dr. Wolfgang Stammer**

Der I. Band der 2. Auflage liegt jetzt abgeschlossen vor. Preis in Ganzleinen DM 88,20, in Halbleder DM 92,—. Der II. und III. Band erscheinen in Lieferungen; jeder Band enthält etwa 9 Lieferungen. Preis einer Lieferung zu 6 Bogen DM 7,50. — Die Bestellung verpflichtet zur Abnahme des Gesamtwerkes.

Aus der Fülle der Literatur zur deutschen Philologie hebt sich das Sammelwerk als das allseits anerkannte, umfassende Handbuch für die Germanistik hervor.

Der Herausgeber verfolgt in Zusammenarbeit mit einer großen Zahl hervorragender Fachgelehrter des In- und Auslandes das Ziel, mit diesem Werk eine wirkliche Überschau über alle Gebiete der germanistischen Wissenschaft zu vermitteln. Das Sammelwerk gibt somit eine weitgefaßte wissenschaftliche Bilanz auf dem Gebiet der deutschen Philologie.

*Auf Wunsch stellen wir Ihnen unseren achtseitigen ausführlichen Prospekt zu.*

**ERICH SCHMIDT VERLAG**

Berlin W 35    Bielefeld    München 22



Neuerscheinungen 1957

aus dem Ernst Klett Verlag, Stuttgart



## Herbert Marcuse Eros und Kultur

(Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud. 264 Seiten. Leinen 16,80 DM). Marcuse stellt die einseitig ausgelegte These Freuds, daß Kultur vom Menschen eine ständige Unterwerfung seiner Triebe verlange, in Frage. Er glaubt, daß wahre Zivilisation und Kultur nur möglich sind durch Befreiung von Zwang, im Vertrauen auf die Lebensinstinkte und durch die Freisetzung der kulturbildenden Kräfte des Eros. Marcuse vertritt die Ansicht, daß die Leistungen der Zivilisation und Kultur des Westens die Voraussetzungen geschaffen haben für die Heraufkunft einer „nichtverdrängenden“ und „nichtunterdrückenden“ Zivilisation. Er unternimmt es, die sozialen und psychologischen Tendenzen aufzuzeichnen, die zu einer solchen Entwicklung beitragen. Marcuse versucht eine Neudarlegung der Freud'schen These. Sein Werk ist eine neue Kulturphilosophie auf der Grundlage der entscheidenden Erkenntnisse der Psychoanalyse. „Das Buch von Herbert Marcuse halte ich für die wichtigste Fortführung Freud'scher Gedankengänge seit er selbst nicht mehr da ist“.

*Professor Dr. Max Horkheimer, Frankfurt*

## \*) Gustav Hans Graber Psychologie des Mannes

(320 Seiten. Leinen 19,80 DM). Es geht Graber darum, die Vorgänge in der Tiefenseele für eine Gesundung nicht nur des einzelnen Menschen, sondern der Gegenwartslage überhaupt zu geben. Dr. P. Trapp in „Der Psychologe“. Der Psychologe Dr. Graber befaßt sich wissenschaftlich gründlich mit männlicher Eigentümlichkeit und männlichem Streben sowie mit den Formen und Wandlungen der männlichen Psyche; er tut es in einer höchst respektablen, in seiner geistigen Weite und Unabhängigkeit beeindruckenden, materialreichen Darstellung . . . Der Verfasser entwickelt das Bild des Mannes aus den Urvorstellungen, verfolgt seinen Weg vom Matriarchat über den Kampf der Geschlechter bis zum Siege der männlichen Welt der Ichhaftigkeit und von der Urförm der Mutter-Sohn-Verbundenheit bis zur „Ver-Selbst-Ständigung“ mit dem Aufhören der Ich-Strebungen, bis zur Befreiung aus dem „Ichrevier der Angst“.

*Dr. K. Bachler, „Weser-Kurier“*

\*) erscheint im Gemeinschaftsverlag Hans Huber, Bern / Ernst Klett Verlag, Stuttgart

GERHARD STORZ

## Sprache und Dichtung

440 Seiten, Leinen DM 19,80

„Obwohl Gerhard Storz meint, daß er dieses Buch zunächst für niemand als für sich selber geschrieben habe, ist das Resultat seiner schriftstellerischen Bemühungen doch dieses, daß er Sprache und Dichtung zu einem echten, wiederum möglichen Lehrgegenstand erhoben hat; in gutem Sinne, das soll ihm gedankt sein. Da gegenwärtig die meisten Praktikanten und Manipulanten der Poesie behaupten, jedwede Poetik sei tot, hat er dieser gewiß sonderbaren und schwierigen Wissenschaft mit wachem Ordnungssinn und unaufdringlichem Eifer neues Leben eingehaucht“.

*Friedrich Podszus in „Das kleine Buch der 100 Bücher“*

IM KÖSEL-VERLAG ZU MÜNCHEN

### Ein neuer wertvoller Bildband mit Farbbildern!

EUGEN KUSCH

#### MEXIKO IM BILD

204 Seiten mit 154 ganzseitigen schwarzweißen und 4farbigen Abbildungen, umfassender Einleitung, ausführlichen Abb.-Erläuterungen, einem Abriß altmexikanischer Götterlehre und Mexiko-Karte, Format 23,5 × 30,5 cm. Ganzleinen mit farbigem Umschlag DM 38,—.

Dieser großformatige Bildband bringt mit seinen meisterhaften Bildern einen umfassenden Gesamtüberblick über Kultur, Völker, Landschaft und Siedlungen des traditionsreichen und geschichtlich hochinteressanten Landes Mexiko. Der Autor zeigt mit seiner hervorragend geleiteten Kamera die historisch und künstlerisch wichtigen Punkte des Landes, mit den großartigen Bauten und Kunstwerken versunkener Kulturen, mit den Kirchen spanischer Prägung von unvorstellbarer Prachtentfaltung und mit den modernen künstlerischen Bestrebungen, die in der Hauptstadt bemerkenswerte Früchte getragen haben. Dazu gesellen sich Menschen- und Landschaftsaufnahmen von phantastischer Farbigkeit und Fremdartigkeit. — Zu den Abbildungen gehören eine umfassende Einführung, prägnante und alles Wissenswerte behandelnde Texterläuterungen und eine ausführliche Abhandlung über die für jeden geradezu aufregende Götterlehre der Mexikaner vor 1500.

*Zu beziehen durch jede Buchhandlung!*

VERLAG HANS CARL NÜRNBERG



Die vierbändige

# KLEINE KUNSTGESCHICHTE DER WELT

für die Privatbücherei

Jeder der reich illustrierten Bände behandelt ein in sich abgeschlossenes Gebiet.

## BAND 1

### \* Kleine Kunstgeschichte der Vorzeit und der Naturvölker

Herausgegeben von Hans Weigert

335 Seiten - 271 Abbildungen - 7 Karten - Leinen 14,60 DM

Bedeutende Professoren und Fachleute haben die einzelnen Kapitel geschrieben, die einen hervorragenden Einblick in die von Geheimnis und Magie erfüllten Werke der Primitiven geben.

## BAND 2

### \* Kleine Kunstgeschichte der außereuropäischen Hochkulturen

Von Hans Weigert

421 Seiten - 265 Abbildungen - 65 Abbildungen auf Tafeln - Leinen 14,60 DM

Sieben Fachgelehrte berichten in lebendiger, auch für den Laien leicht lesbarer Weise über fremde und frühe Kulturen.

## BAND 3

### \* Kleine Kunstgeschichte der Griechen und Römer

Von Willy Zschietzschmann

2. Auflage - 383 Seiten - 194 Abbildungen - 180 Strichzeichnungen und ein Verzeichnis der Fachausrücke - Leinen 13,80 DM

„Hervorragende Hilfsmittel für den studierenden, lernenden und lehrenden Menschen!“  
*AZ - Allgemeine Zeitung*

## BAND 4

### \* Kleine Kunstgeschichte Europas · Mittelalter und Neuzeit

Von Hans Weigert

5. Auflage - 352 Seiten - 186 Abbildungen - 211 Strichzeichnungen - Leinen 13,80 DM

„Weigert gibt eine dichte Darstellung über das form-, geistes- und gesellschaftsgeschichtliche Geschehen, das in zwei Jahrtausenden europäischer Kunstentwicklung sichtbar wird. Es ist kein dickleibiger Wälzer, sondern ein knapper, wesentlicher und informativer Führer durch die europäische Kunstgeschichte.“  
*Ruhr-Nachrichten*

Sonderprospekt auf Wunsch vom

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART



*Vier führende Musikzeitschriften berichten über das  
Musikleben unserer Tage*

## NEUE ZEITSCHRIFT FÜR MUSIK

Gegründet 1834 von Robert Schumann

Die vielseitige, repräsentative allgemeine Musikzeitschrift

Schriftleitung: Heinz Joachim, Dr. Karl H. Wörner, Prof. Dr. Erich  
Valentin

## MUSIK IM UNTERRICHT

Die führende deutsche musikpädagogische Zeitschrift

Die *Allgemeine Ausgabe* widmet sich den Problemen des Privat-  
musikunterrichts, sowie der Musikerziehung an Hochschulen, Kon-  
servatorien, Musik- und Jugendmusikschulen.

Schriftleitung: Prof. Dr. Ernst Laaff

Die *Schulmusik-Ausgabe* behandelt die Fragen der Musikerziehung  
in allen Schulen.

Schriftleitung: Prof. Dr. Ernst Laaff und Oberstudienrat Dr. Egon  
Kraus

## MELOS

Zeitschrift für Neue Musik

„Melos“ ist die einzige Zeitschrift der ganzen Welt, die ausschließlich  
über die Probleme der Neuen Musik referiert.

Schriftleitung: Dr. Heinrich Strobel

## DAS ORCHESTER

Zeitschrift für deutsche Orchesterkultur und Rundfunk-Chorwesen,  
Organ der Deutschen Orchestervereinigung

Schriftleitung: Ernst Fischer und Hermann Voss

*Bitte verlangen Sie kostenlose Probehefte durch den*

VERLAG DER MUSIKZEITSCHRIFTEN - MAINZ  
WEIHERGARTEN 7